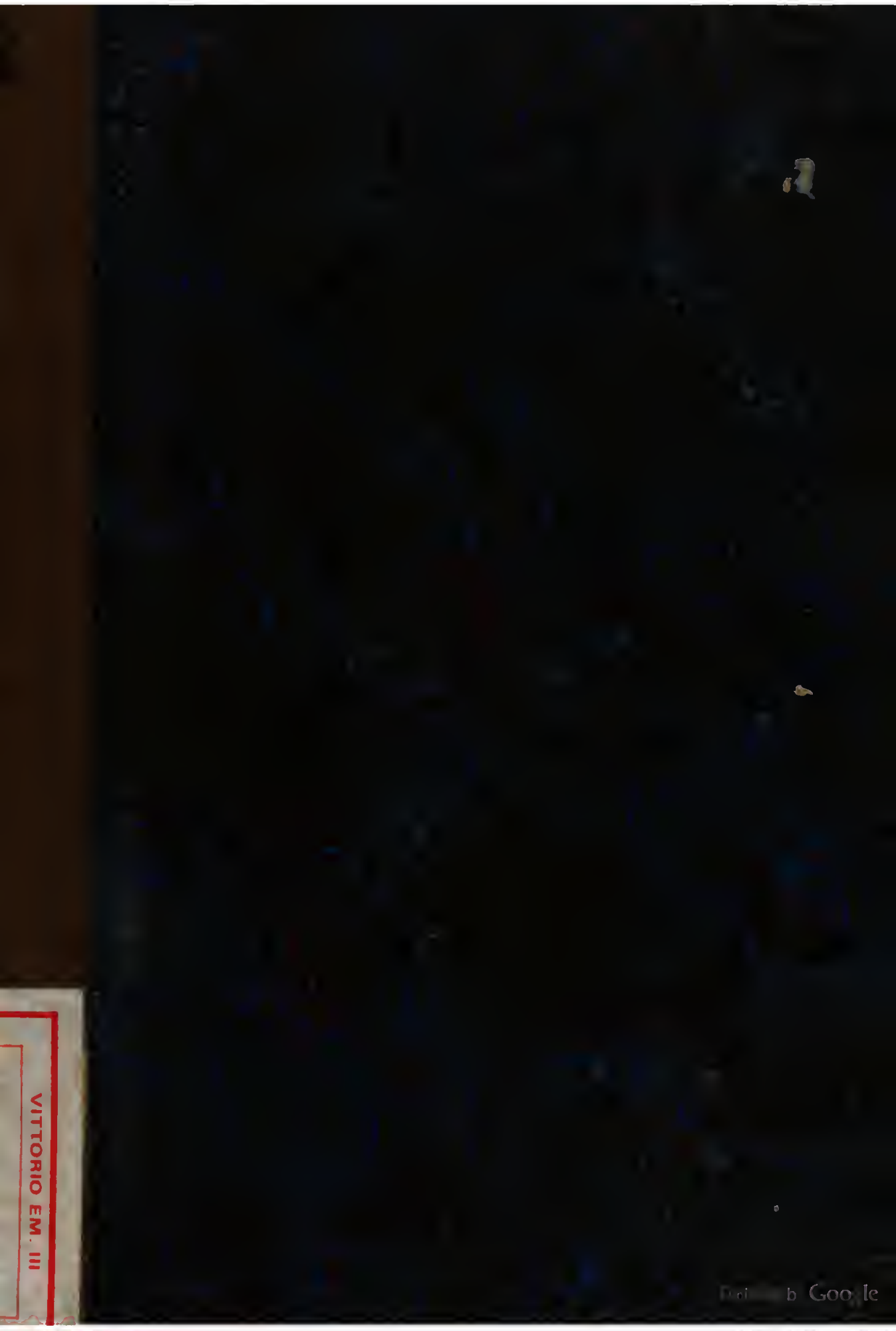

VITTORIO EM. III
Digitized by Google

NAZIONALE
B. Prov.
IV
358
NAPOLI
BIBLIOTECA
VITT. EM. III

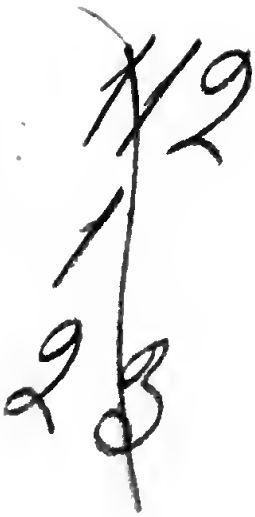
BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio

Palchetto

Num.° d' ordine 101 34716

B. Prov.
IV
358



613299

Wie mir's erging.

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

Autobiographische Skizzen

BIBLIOTECA NAZIONALE VITTORIO EMANUELE III - NAPOLI

von

Dr. August Wiegand,

technischem Director der Lebensversicherungs-Gesellschaft „Iduna"
zu Halle a/S.,
ehemaligem Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften an der lateinischen Hauptschule zu Halle, am Domgymnasium zu Naumburg a/S., an der höheren Bürgerschule zu Halberstadt und an der Realschule zu Halle.

BIBLIOTECA PROVINCIALE NAPOLI

Halle a/S.,
Verlag von Louis Nebert.
1870.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
DI
NAPOLI

Vorwort.

Die nachfolgenden Skizzen, welche unter den verschiedensten Stimmungen niedergeschrieben wurden, waren ursprünglich nicht für den Druck bestimmt, sondern sollten nur ein Vermächtniß für meine Familie bilden. Da mußte sich's aber treffen, daß ich dem mir befreundeten Herausgeber des Schulblattes der Provinz Sachsen Einiges daraus mittheilte und nun von diesem gedrängt wurde, ihm einzelne Episoden für sein Blatt zu überlassen. Ich gab dem Wunsche nach und veröffentlichte zunächst Skizzen aus meinem Lehrerleben. Das Interesse, das diese in der Lehrerwelt erregten, war ein so lebhaftes, daß jede Fortsetzung mit der größten Ungeduld erwartet wurde. Der Grund läßt sich begreifen. Zunächst bildet meine Lebensgeschichte die Geschichte eines ganzen Standes und gar Mancher von meinen alten Collegen wird den Trost daraus geschöpft haben, daß es ihm doch nicht allein so ergangen ist. Dann aber dürfte der Umstand mitgewirkt haben, daß ich frisch von der Leber herunter spreche und nichts bemäntele oder vertusche. Da ich, wie schon bemerkt, ursprünglich an keine Veröffentlichung dachte, so habe

ich mich vollständig gehen lassen und nicht einmal den Versuch gemacht, einen starken Ausdruck abzumildern.

Auch in der vorliegenden Schrift, welche die bereits mitgetheilten Bruchstücke sammelt, ergänzt und verbindet, habe ich an der Darstellung nichts ändern mögen, weil ich sonst das Gepräge, das ihr die jeweilige Stimmung aufdrückte, hätte verwischen müssen. Diese Stimmung durchlief alle Stufen von dem Rande der Verzweiflung bis zur übermüthigsten Laune und war mitunter sogar dasjenige Gemisch von beiden Extremen, welches man als „Galgenhumor" bezeichnet.

Meine Mittheilungen umfassen einen Zeitraum von vierzig Jahren und schließen mit dem Zeitpunkte, wo ich mein Lehramt niederlegte und in die Direction der Lebensversicherungs-Gesellschaft „Iduna" eintrat.

Halle a/S., den 24. December 1868.

Aug. Wiegand.

Inhalt.

Erster Abschnitt. **Auf dem Dorfe.** Seite

1. Meine Eltern 1
2. Eine verhängnißvolle Klausel 3
3. Die Kriegsjahre 4
4. Bischof Neander. 4
5. Prädestination 5
6. Zureden hilft 7
7. Das Schulhaus 7
8. Der Reihetisch 9
9. Mein Verhältniß zu meinem Lehrer 10
10. Der Gang auf die Pfarre 11
11. Die Almrichsche Bauernsprache 12

Zweiter Abschnitt. **Auf dem Gymnasium.**

12. Schlimme Erfahrungen 15
13. Mein erster Klassenlehrer 17
14. Dr. Graser 17
15. Otto Claudius 20
16. Mathematikus Müller 25
17. Ein Stubenbursche 28
18. Schwere Heimsuchung 30
19. Meine trübe Zeit beginnt 31
20. Der Rector Wernsdorf 32
21. Faule Fische 35
22. Ein neuer Rector 36
23. Schüler-Talente 38
24. Mein Abgang von der Schule 39

Dritte Abtheilung. **Auf der Universität.**

25. Ein jäher Sprung 41
26. Anknüpfungspunkte 43
27. Mein Lebensunterhalt 46

		Seite
28.	Turnvater Jahn contra Leo	51
29.	Jahn und seine Laterne	53
30.	Arnold Ruge	54
31.	Wilde Studenten	56
32.	Verschiedene Ansichten	58

Vierter Abschnitt. Im Lehramte.

33.	Mein Probejahr	60
34.	Meine Uebersiedelung nach Halberstadt	62
35.	Ein schlimmer Anfang	63
36.	Versuch, mich auszutrommeln	64
37.	Versuch thätlicher Widersetzung	65
38.	Bedrohung durch einen jähzornigen Vater	66
39.	Meine Ansichten über Schulstrafen	68
40.	Ungesunde Zustände	71
41.	Mein geographischer Unterricht	73
42.	Mein erstes Debüt als Schriftsteller	74
43.	Meine erste journalistische Thätigkeit	76
44.	Nacht und Morgen	76
45.	Motive und Stimmungen beim Schriftstellern	80
46.	Mein erstes Jahr als Mathematikus	81
47.	Eine brave Seele	83
48.	Der zu spät entdeckte Onkel	85
49.	Rechnung ohne den Wirth	86
50.	Es war einmal wieder nichts	87
51.	Es wird fortgeschriftstellert	88
52.	Der Geschäftsmann	89
53.	Neue Hoffnungen und — neue Täuschungen	91
54.	Ein glücklicher Zufall	93
55.	Ein infamer Streich	97
56.	Hülfe in der Noth	97
57.	Mitschriftstellernde Schüler	99
58.	Zerrenner noch einmal	101
59.	Gehaltsverbesserung	102
60.	Das Jahr 1848	103
61.	Das Geschäft bessert sich	105
62.	Ein Unglückshaus	106
63.	Die Seereise	107
64.	Auf Helgoland	109
65.	Eigene vier Pfähle	113
66.	Akademischer Anlauf	114
67.	Zwei Freunde wider Willen	115
68.	Resultat der mathematischen Schriftstellerei	120
69.	Recapitulation	121

Wie mir's erging.

Erster Abschnitt.

Auf dem Dorfe.

1. Meine Eltern.

Am Montage nach dem Palmsonntage des Jahres 1791 wanderte ein kräftiger Bursche am frühen Morgen aus dem Dorfe Punschrau und nahm seinen Weg nach dem Pfortaischen Schulgute Frenkenau. Man sah es dem Burschen nicht an, daß er Tags zuvor erst confirmirt worden war, so groß und stark war derselbe. Vater und Mutter hatte er frühzeitig verloren und nach deren Tode bei einem älteren, bereits verheiratheten Bruder Aufnahme gefunden. Jetzt aber, wo er der Schule entwachsen war, wollte er das Gnadenbrot nicht mehr essen, sondern seinen Unterhalt selbst verdienen. So hatte er denn seine wenigen Habseligkeiten in ein Schnupftuch gebunden, dieses auf einen Stock gesteckt und mit diesem auf der Schulter der Heimath Lebewohl! gesagt.

Als er Frenkenau im Rücken hatte, schlug er sich rechts nach dem Hohlwege, der steil abwärts nach Kösen führt. Er hielt sich jedoch in diesem damals ziemlich armseligen Dorfe nicht auf, sondern wanderte weiter nach Schulpforta zu, ließ dies aber ebenfalls rechts zur Seite liegen und gelangte so in das Dorf Altenburg an der Saale, das gewöhnlich mit dem (wohl kaum als eine bloße Corruption anzusehenden) Namen Almrich bezeichnet wird. An der schmalen Mühlbrücke machte er Halt, um einen zweispännigen Bauerwagen vorbeizulassen; benutzte aber doch diesen Moment, um an den

neben ſeinem Gefährt einhergehenden Bauer die Frage zu richten: „Wißt Ihr nicht, wer einen Knecht braucht?“ Der Bauer hielt ſein Geſchirr an und maß den Burſchen vom Kopfe bis zu den Füßen mit forſchendem Blicke. Statt die Frage zu beantworten, frug er ſelbſt: „Haſt Du ſchon bei Pferden gedient?“ — „Ich habe noch gar nicht gedient, denn ich bin geſtern erſt confirmirt worden,“ entgegnete der Burſche. Der Bauer machte ein verwundertes Geſicht und das langgedehnte „ſo“, das er als Gegenbemerkung hören ließ, verrieth nur zu deutlich, daß er den Burſchen für weit älter gehalten hatte. Dieſer aber fuhr fort: „Mit Pferden weiß ich aber umzugehen, denn mein Bruder iſt Knecht auf Frenkel (corrumpirter Name für Frenkenau) und dem habe ich immer geholfen, wenn ich keine Schule hatte.“ Der Bauer antwortete mit einem zweiten „ſo.“ Das Weſen des Burſchen ſchien ihm zu gefallen, denn er fuhr in leutſeliger Weiſe fort: „Komm mit, ich fahre nur auf mein Mühlfleck und dann wollen wir weiter über die Sache reden.“ Das Mühlfleck des Bauers Berndt, ſo hieß der ſchon ziemlich bejahrte Mann, war kaum zweihundert Schritte von der Mühle entfernt und darum bald erreicht. Der Burſche warf ſein Bündel bei Seite, ergriff den Düngerhaken und lud den Wagen mit einer Schnelligkeit ab, die dem Bauer wohlgefiel. „Du kannſt zu mir ziehen, wenn Du Dir's getrauſt, mit Pferden fertig zu werden.“ — „Mir iſt's recht und ſeid nur nicht bange; ich werd' es ſchon machen!“ erwiederte der Burſche. Sein Wunſch war nun erfüllt; er hatte einen Dienſt und mehr wollte er nicht.

Der alte Berndt hielt den Jungen wie ſeinen Sohn; dieſer bot aber auch Alles auf, um ſeinen Pflichten zu genügen. Die ganze Nachbarſchaft hatte den jungen arbeitſamen Knecht gern und namentlich war es die neben Berndt in einem Strohdach-Häuschen wohnende, hochbetagte Wittwe Haupt, welche den jungen Knecht gern in ihren Dienſt genommen hätte. Sie paßte ihm deshalb eines Tages auf und ſagte zu ihm: „Höre, Andres, wenn Du zu mir zögeſt und wärſt brav und gut und hielteſt mir Alles ordentlich im Stande, ſo ſollte es einmal Dein Schade nicht ſein!“ Dieſer antwortete: „Sprecht mit meinem Herrn! Iſt der's zufrieden, ſo bin ich's auch.“ Und ſo geſchah's denn auch. Der alte Berndt willigte, wenn auch ungern, in den Wechſel des Dienſtes und ſo zog Andres zur alten Haupt, bei der er bis zu ihrem im Jahre 1797 erfolgten Tode blieb. Sie hatte ihrem treuen Knechte Wort gehalten und ihm ihr kleines Anweſen mit Schiff und Geſchirr und einigen Morgen Feld teſta-

mentarisch vermacht. Aus dem Knechte war dadurch mit einem Male ein Grundbesitzer geworden und der zwanzigjährige junge Mann, der jetzt eine weibliche Hülfe brauchte, heirathete die neunzehnjährige Marie Dorothee Reinhardt aus Almrich, welche ihm einen Weinberg mit c. 4 Morgen Acker zubrachte. Aus dieser Ehe gingen elf Kinder hervor, von welchen ich das achte war.

2. Eine verhängnißvolle Klausel.

Mein Vater war ein ungemein rühriger Mann, der mit aller Kraft danach strebte, vorwärts zu kommen. Leider hing an diesem Streben ein Bleigewicht, das seinen Flug gewaltig hemmte, ja das meinem Vater sein ganzes Leben verbittert hat. In der Freude über den verhältnißmäßig bedeutenden Vermögenszuwachs, den ihm meine Mutter zugebracht hatte, war mein Vater seinen Schwiegereltern gegenüber eine Bedingung eingegangen, die ihn für alle Zeiten zur Armuth verurtheilte. Es war nämlich in Betreff der Mitgift meiner Mutter ein Vertrag und in diesen die Klausel aufgenommen worden, daß mein Vater verpflichtet sein sollte, bis zum Tode seines Schwiegervaters dessen Feldarbeiten, sowie die nöthigen Wirthschaftsfuhren unentgeltlich zu leisten. Für den Anfang hatte das nicht viel auf sich, denn mein Großvater besaß nur noch wenige Morgen Acker, indeß änderte sich das sehr bald. Mein Großvater erwarb Land hinzu, übernahm auch Pachtäcker und muthete meinem Vater auch die Bewirthschaftung dieser Ländereien zu. Mein Vater weigerte sich dessen und es kam zum Prozeß, in welchem mein Großvater obsiegte. Nun erbot sich mein Vater, die Mitgift meiner Mutter zurückzugeben, um nur die lästige Bedingung los zu werden; aber die Offerte wurde nicht angenommen und er mußte den zu einem kaum zu bewältigenden Umfange angewachsenen Frohndienst fortleisten. Das Schicksal wollte sogar, daß meine arme Mutter nach dem Tode meines Vaters noch fünf Jahre hindurch diese Wirthschaftsarbeiten für ihren Vater ausführen mußte und erst im Jahre 1838, wo mein Großvater im 95. Lebensjahre starb, davon befreit wurde.

Jene verhängnißvolle Klausel hatte meinen Vater geradezu zum Leibeigenen seines Schwiegervaters gemacht, denn wenn dieser rief, so mußte er mit Wagen und Geschirr kommen, mochte er auch noch so nothwendig für sich selbst zu thun haben.

Solche oder doch ähnliche Vorbehalte bei Gutsübernahmen kommen auf dem Lande leider auch jetzt noch häufig genug vor und ich möchte

durch die vorstehende Schilderung eines so unseligen Verhältnisses die Landschullehrer ermahnt haben, so weit an ihnen ist, vor solchen Erb- und Kaufverträgen zu warnen, weil sie nur geeignet sind, die heiligsten Familienbande zu zerreißen und die Kinder sogar dahin zu führen, daß sie den Tod ihrer leiblichen Eltern herbeisehnen. Jetzt geben die Lebensversicherungs-Gesellschaften für solche unseligen Verhältnisse ein vortreffliches Correctiv und selbst die Landbewohner fangen an, wenn auch nur allmälig, dies zu begreifen.

3. Die Kriegsjahre.

Das Dorf Almrich hat in den acht Jahren von 1806 bis 1813 viel zu leiden gehabt und sind auch meine Eltern erst durch die Franzosen und zuletzt durch die Oestreicher vollständig ausgeplündert worden, nur mit dem Unterschiede, daß für die ersteren 175 Thaler, für die letzteren aber keine Plünderungsgelder gezahlt wurden.

Der Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Leipzig berührte glücklicher Weise das Dorf Almrich nicht, da die Oestreicher die Saalbrücke bei Weißenfels abgebrannt hatten. Um so schrecklicher haben die Oestreicher unter General Giulay in meinem Geburtsorte gehaust. Zum Unglück für unsere Familie mußte es noch geschehen, daß ein Auditeur dieses Corps meinen Vater sammt Geschirr mit nach Böhmen schleppte. In diese Zeit der Abwesenheit meines Vaters fiel meine Geburt. Es war nichts wahrscheinlicher, als daß ich als vaterlose Waise auf die Welt kam, denn von meinem Vater fehlte jede Nachricht. Wie groß mag deßhalb die Freude gewesen sein, als derselbe nach so langer und banger Zeit endlich heimkehrte! Die Spannungsgelder mußten ihm übrigens für diese Zeit ausgezahlt werden und mein Vater hatte dadurch so viel erworben, daß er sich ein neues Wohnhaus bauen konnte.

4. Bischof Neander.

Das Dorf Almrich hat keinen Prediger für sich, sondern ist Filiale von dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Flemmingen.*) In beiden Dörfern war von 1805 bis 1817 der nach-

*) Wie schon der Name andeutet, ist dieses Dorf eine flämische Colonie, wie sich deren im nördlichen Deutschland mehrere befinden. Bekanntlich wurden diese Colonieen gegen das Ende des zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts von Einwanderern aus den über-

malige Bischof Neander, der gegenwärtig (1869) als hochbetagter Greis zu Berlin im wohlverdienten Ruhestande lebt*), Pastor und also auch mein Taufprediger. Neander war von Mittweida in Sachsen nach Flemmingen und Almrich versetzt worden und hat beiden Dörfern fast dreizehn Jahre hindurch angehört. Am 18. Januar 1816, dem Tage der Friedensfeier, hat er denn auch die Festpredigt am Friedensdenkmale, das oberhalb Schulpforta auf dem sogenannten Knabenberge steht, gehalten, bei welcher Gelegenheit mein im Jahre 1798 geborner und noch lebender Bruder Fritz die in der Kirche zu Almrich aufbewahrte Friedensfahne getragen hat. Der Feier wohnten, wie dieser mir erzählt, auch hohe Beamte aus Merseburg bei und soll der Eindruck, den Neander's Predigt auf diese Herren gemacht hat, namentlich die Veranlassung gewesen sein, daß Neander einen Ruf als Superintendent und Consistorialrath nach Merseburg erhielt. Mein vorgenannter Bruder Fritz hat ihn dorthin gefahren und auch seiner Einführungspredigt beigewohnt. Dieser Predigt hat Neander den Text 1 Corinther 3, 7—9 untergelegt: „So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet, etwas, sondern Gott, der das Gedeihen giebt. Der aber pflanzet, und der da begießet, ist einer wie der andere. Ein Jeglicher aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit. Denn wir sind Gottes Mitarbeiter; ihr seid Gottes Ackerwerk und Gottes Gebäude."

5. Prädestination.

Nur Wenigen wird ihr künftiges Loos schon an der Wiege gesungen; — halb und halb gehörte ich zu diesen Wenigen. Knüpften sich doch schon an meinen Eintritt in diese Erdenwelt einige nicht gerade gewöhnliche Umstände. Um mit dem Kleinen anzufangen, erwähne ich, daß ich zunächst in das Einerlei von fünf Schwestern, die meinen beiden ältesten Brüdern hinter einander folgten, etwas Ab-

---

völkerten Niederlanden gebildet und sind dieselben sogar heute noch durch Sprache und Sitten leicht zu erkennen. Die Einwohner Flemmingens wenigstens können ihre flamländische Abkunft nicht verleugnen; namentlich sind es die langgezogenen Vocale in ihrer Sprache, die an das Holländische erinnern. Aber nicht nur in der Sprache, sondern auch in den Manieren sind die Flemminger von den Bewohnern der umliegenden Dörfer wesentlich verschieden, namentlich ist ihnen das holländische Phlegma noch vollständig eigen.

*) Am 18. November 1869 im 95sten Lebensjahre gestorben.

wechslung brachte; ferner daß ich der einzige männliche Sproß meiner Familie war, den Neander getauft hatte; und endlich, daß ich das einzige Kind meiner Eltern war, das der Vater erst ein Vierteljahr nach der Geburt kennen lernte. Das Wichtigste aber war, daß ich in Almrich fast gleichzeitig mit der Nachricht eintraf, daß die Verbündeten in Paris ihren Einzug gehalten und der Erbfeind Deutschlands nach der Insel Elba verbannt sei. Trotz dieser frohen Nachricht und der dadurch auch wohl in Almrich hervorgerufenen freudigen Stimmung scheint es doch an meinem Tauftage, der gerade der Himmelfahrtstag gewesen ist, nicht besonders lustig hergegangen zu sein. Ich schließe dies einmal daraus, daß ich erst Tags zuvor (am 18. Mai 1814) das Licht der Welt erblickt hatte und daß mithin schwerlich besondere Vorbereitungen zu einer Tauffestlichkeit getroffen sein konnten. Dann aber erhielt ein tiefer Schmerz die Meinen in trüber Stimmung: mein Vater weilte ja in unbekannter Ferne. Da ist es denn vorzugsweise Neander gewesen, der meiner Mutter Trost zugesprochen und ihr jeglichen Beistand für die Zukunft zugesagt hat. Meiner Familie stand er ja in gewisser Beziehung näher, als den andern Gemeindegliedern, da mein Vater Kirchenvorsteher war und als solcher die Verwaltung des Kirchenvermögens, sowie die Einziehung der Gefälle für den Prediger zu besorgen hatte. Diese mancherlei Geschäfte für Kirche und Pfarramt gaben die Veranlassung zu einem wenigstens allsonntäglichen Verkehr zwischen Neander und meinem Vater und es darf nicht Wunder nehmen, daß sich der leutselige Pastor, wenn's gerade die Gelegenheit gab, auch mit mir kleinem Burschen befaßt hat. Mein Vater hat mir wenigstens versichert, Neander habe sich ganz besonders für mich interessirt und ihm deshalb eingeschärft, mich, falls ich einigermaßen Anlagen zeige, etwas mehr als einen Bauer resp. Tagelöhner werden zu lassen. Er hätte darauf hingewiesen, daß ich ja in dem nahen Naumburg ohne große Opfer unterhalten werden könne und sich das Weitere dann schon finden werde. Hätte ich erst was Tüchtiges gelernt, so könne er dann vielleicht auch Etwas für mich thun. Diese Andeutungen hatten meinen Vater mit sanguinischen Hoffnungen erfüllt und den Entschluß zur Reife gebracht, mich auch einmal Pastor werden zu lassen. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, daß sich Schreiber, Diener und selbst Köchinnen mit dem amtlichen Charakter ihrer Herren identificiren und darum ist's begreiflich, daß sich auch mein Vater in die pfarramtliche Sphäre nach und nach einlebte und ihm der Gedanke, mich auch einmal auf der Kanzel zu sehen, gar nicht

ſo überſchwenglich erſchien. So wurde mir denn ſchon in der Wiege gewiſſermaßen das Horoſkop geſtellt, wenn's ſchließlich auch etwas anders kam.

6. Zureden hilft.

Wenn ſich unvermögende Eltern eines Bauernknaben entſchließen, ihrem Sohne eine wiſſenſchaftliche Ausbildung angedeihen zu laſſen und ihn zum Studiren zu beſtimmen, ſo laſſen ſich die erſten Triebfedern wohl zumeiſt auf den Orts-Schullehrer oder Pfarrer zurückführen. Durch ſie iſt dadurch ſchon manches verborgene Talent, das ſonſt in Niedrigkeit verkommen wäre, hervorgezogen und ſeiner Entfaltung entgegengeführt worden, und ihr Verdienſt iſt's, daß ſo Mancher, deſſen Wiege in einer Bauernſtube ſtand, ſpäter zu den Sternen erſter Größe in Kunſt und Wiſſenſchaft zählte. Immerhin gehören aber ſolche Fälle zu den ſeltenen Ausnahmen, während es viel häufiger vorkommt, daß der Lehrer dem bemittelten Vater eines wenig begabten Knaben von deſſen Befähigung zu weiterer wiſſenſchaftlicher Ausbildung ein Langes und Breites vorredet und ſchließlich verſchuldet, daß der in eine falſche Sphäre Geſtoßene ſeinen Lebenszweck verfehlt. Ueber die Befähigung zum Studiren herrſchen übrigens auf dem Dorfe gar wunderliche Anſichten und es iſt Thatſache, daß die Bauern von demjenigen ihrer Söhne, der ſich zu landwirthſchaftlichen Arbeiten ungeſchickt anſtellt, ſagen: „Der iſt zum Bauer zu dumm, drum ſoll er ſtudiren!" Es iſt dies der Pendant zu der Anſicht der Städter, daß derjenige, der zum Lernen kein Talent oder keine Luſt habe, zum Oekonomen noch gut genug ſei.

Was nun mich betrifft, ſo glaube ich nicht, daß ein bei landwirthſchaftlichen Arbeiten hervortretendes Ungeſchick maßgebend für meinen nachfolgenden Lebensgang geweſen iſt, vielmehr vermuthe ich, daß mein nachmaliger Lehrer Kathe die bereits von Neander angeregte Idee meines Vaters, aus mir einen Pfarrer zu machen, aufgegriffen und fortgeſponnen hat. Nun, ſie haben Beide ihren Zweck nicht erreicht und die Welt iſt deshalb nicht aus den Fugen gegangen.

7. Das Schulhaus.

Zu Michael 1819 wurde ich, kaum fünf und ein halbes Jahr alt, in die Schule gebracht. Man hatte damals die Anſicht, daß der Zweck des Schulbeſuchs bei ſo kleinen Kindern zunächſt das Still-

ſitzenlernen ſei. Leider war aber mein erſtes Schulzimmer zur Erreichung dieſes Zweckes nicht ſonderlich geeignet. Mein Geburtsort Almrich beſaß nämlich damals noch kein eigenes Schulhaus, ſondern es war die Schule bei einer alten Frau, der Wittwe Schultzin, wie man damals ſchrieb und ſprach, eingemiethet. Sie wurde aber nicht etwa in einem beſonderen Zimmer, ſondern in der gewöhnlichen Wohnſtube der guten Alten gehalten und dieſe trieb ihre häuslichen Verrichtungen in derſelben, als wenn wir Kinder gar nicht da wären. Sie kochte ihr Mittagseſſen, ſowie Kartoffeln für die Schweine, röſchte Speck oder Schmer aus, ſchöpfte Waſſer aus der Ofenblaſe und goß anderes hinein, ſchälte Kartoffeln, ſchabte Mohrrüben und was dergleichen war. War der Kaffee fertig, ſo klapperte ſie mit den Taſſen, ſetzte zunächſt unſerem Lehrer ſeine Portion hin und ſchlürfte dann die ihrige mit lautem Puſten und Schnalzen ganz ungenirt hinunter. War auch dieſe Arbeit gethan, ſo ſetzte ſich die Frau Schultzin an's Spinnrad und ließ ihre Spindel luſtig ſchnurren, ja ſie lud ſich mitunter auch Spinngeſellſchafterinnen ein, ſo daß nicht ſelten drei bis vier Spinnräder zu gleicher Zeit in Bewegung waren und dadurch jedes Wort des Lehrers unhörbar wurde. Uns Kindern machte dies Treiben natürlich unendlichen Spaß und wir folgten den einzelnen Hanthierungen unſerer Wirthin mit ungetheiltem Intereſſe. An Unterhaltung fehlte es uns Kindern alſo nicht und für mich namentlich gab's immer etwas zu ſehen. Es faßten nämlich die zu beiden Seiten der ſägebockbeinigen Klaſſentafel*) ſtehenden Bänke nicht alle Kinder und darum hatte ich meinen Platz in der Fenſterniſche erhalten. Gab's alſo in der Stube nichts zu ſehen, ſei's, daß die alte Schultzin ausgegangen oder der graue Hauskater zu ſeinem gewöhnlichen Spiele mit einer Kartoffel nicht aufgelegt war, ſo entſchädigte ich mich durch eine Ausſchau auf die Straße. Da ich den Blick auf die damals ſehr belebte Leipzig-Frankfurter Chauſſee hatte, ſo fehlte es mir auch keinen Augenblick an Zerſtreuung. — Heute, hält man ſo was kaum für möglich und doch war's genau ſo, wie ich geſchildert habe.

---

*) Im Jahre 1857 ging ich zufällig vor einem Bauerhofe in Almrich vorbei und ſah darin eine Menge Menſchen verſammelt. Bei näherem Hinblicken bemerkte ich, daß alte Meubles verauctionirt wurden und ſiehe da! auch meine alte Klaſſentafel war darunter. Die mußt du haben, dachte ich, denn an ſie knüpften ſich ja liebe Erinnerungen. Ich bot fünf Silbergroſchen für das alte, ziemlich wurmſtichige Geſtell und bekam ſie, da Niemand mich überbot, auch für dieſen Preis zugeſchlagen. Natürlich beſitze ich ſie auch heute noch.

Daß ein so greulicher Zustand nicht fortdauern konnte, hatte man wohl längst erkannt, aber das Dorf war arm, durch die langen Kriegsjahre in seinem Nahrungsstande zurückgekommen und tief verschuldet. Wenn es gleichwohl ermöglicht wurde, daß der Ort im Jahre 1820 ein eigenes Schulhaus erhielt, so gebührt das Verdienst, dies ins Werk gesetzt zu haben, wohl in erster Linie meinem Vater. Derselbe hatte sich nämlich mit dem reichen Mühlenbesitzer Eckhardt verbunden und theils durch Sammlungen, theils durch ein aufgenommenes Dahrlehn das Baukapital beschafft. Gefördert wurde der Bau auch namentlich dadurch, daß mein Vater und die übrigen Anspänner die Banfuhren unentgeltlich leisteten. Der Tag, an welchem wir Schulkinder in feierlicher Prozession ins neue Schulhaus einzogen, wird mir immer eine liebe Erinnerung bleiben.

8. Der Reihetisch.

Mit der Lehrerstelle in Almrich war das Cölibat verbunden, denn weder die Wohnung (ein einfenstriges Stübchen mit Kammer), noch das Einkommen war für eine Familie eingerichtet. Der Präceptor, so wurde der Lehrer genannt, hatte bei den Dorfbewohnern den Reihetisch und meldete sich durch die einzelnen Kinder bei deren Eltern dadurch an, daß er diesen Tags zuvor sein, Messer, Gabel und Löffel enthaltendes, Lederbesteck zuschickte. Wer den Lehrer nicht speisen wollte, konnte sich durch Zahlung von zwei guten Groschen von seiner Beköstigungspflicht losmachen und dem Lehrer überlassen, wie und wo er sich für das Geld etwas zum Essen verschaffen wollte. Dieser lud sich dann gewöhnlich in der Mühle oder bei meinen Eltern zu Tische. Manche Bauerfrauen waren so rücksichtslos, daß sie dem Präceptor erst bei seinem Kommen das Zweigroschenstück einhändigten und ihn damit, wie einen Bettler, von der Thüre wiesen. Ich entsinne mich verschiedener Fälle, wo Kathe an unser Fenster klopfte und in die Stube rief: „Frau Gevatter! (er war Pathe von meiner nach mir folgenden Schwester,) ich bin heute abgewiesen worden, haben Sie noch was für mich?" In der Regel gabs auch noch was, und wenn nicht, so bereitete meine Mutter schnell eine Eierspeise oder was sonst rasch herzustellen war.

Dem Lehrer war es überhaupt meist lieber, wenn er bezahlt wurde, denn es gab gar gräßliche Spelunken, in die er kriechen mußte und es mag ihm gar manchmal bei der herrschenden Unsauberkeit der Appetit vergangen sein. Ein Fall, dessen ich mich erinnere, ist dafür

bezeichnend genug. Als wir nämlich wieder einmal bei Tiſche ſaßen, kündigte ſich mein Lehrer ebenfalls durch das übliche Klopfen ans Fenſter an. Mein Vater rief ihm zu: „Kommen Sie nur herein, Herr Gevatter!“ Er kam, ſetzte ſich mit an den Tiſch und erzählte Folgendes: „Ich bin gewiß mit Allem zufrieden, aber heute habe ich doch davon laufen müſſen. Ich war bei der Chriſtian (in Almrich galt damals der Vorname des Familienhauptes als Familien-Name), und kriegte Milchſuppe vorgeſetzt. Teller gabs nicht, drum aßen wir Alle gemeinſchaftlich aus der Schüſſel. Die Chriſtian hatte ihr kleines Kind auf dem Schooße, nahm dieſem den ausgeſaugten Zulp aus dem Munde, tauchte ihn in die Suppenſchüſſel und ſteckte ihn dann dem Kinde wieder ins Mäulchen. Da iſt mir denn doch der Appetit vergangen und ich bin davon gelaufen.“

Auch der Paſtor hatte Sonntags den Reihetiſch bei den Bauern, doch ſpeiſten dieſen nur ſehr wenige. Die Meiſten zogen es vor, ihn mit vier guten Groſchen abzufinden.

9. Mein Verhältniß zu meinem Lehrer.

Man könnte nach den vorhergehenden Mittheilungen glauben, Kathe ſei ein Schmarotzer geweſen; doch damit würde man ihm Unrecht thun, da er gerade für empfangene Wohlthaten ein ſehr dankbares Herz hatte. Wenn er dann und wann unſer Tiſchgaſt war, ſo machte er dies dadurch wieder gut, daß er ſich mit mir auch außerhalb der Schule viel beſchäftigte und mir Klavierunterricht ertheilte.

Kathe war ein vielſeitig gebildeter Mann und verſtand es auch, ſich nicht nur bei den Kindern, ſondern auch bei deren Eltern in Reſpect zu ſetzen. Ich kann mich nicht eines einzigen Falles erinnern, wo ein wüthender Vater oder eine mütterliche Megäre ins Schulzimmer gedrungen wäre, um den Lehrer wegen eines geprügelten Kindes zu Leibe zu gehen; während doch ſolche Auftritte noch heute keine Seltenheit ſind. Und doch war Kathe ein äußerſt ſtrenger Mann, der ganz unbarmherzig los ſchlug. Er war ein großer ſtarker Mann und deshalb kräftig genug, ſelbſt den ſtämmigſten Buben mit der Linken feſtzuhalten und mit der Rechten zu bearbeiten. Die Schuljugend hatte deshalb einen Heiden-Reſpect vor ihm und wer ihn von Weitem ſah, ſchlug gewiß einen Haken, wenns einigermaßen anging. Gefürchtet haben ihn Alle, geliebt nur Wenige. Für mich indeß hatte der ſonſt ſo gefürchtete Mann nichts Abſchreckendes, denn ſein faſt täglicher Beſuch — wir wohnten dicht bei der Schule — hatte ein vertrauteres

Verhältniß zu Wege gebracht. Zudem war ich gewissermaßen sein Faktotum. Ich ging schon ganz früh nach der Schule, machte Feuer und setzte den Kaffeetopf dran. Bis er kochte wusch ich die Tassen auf, filtrirte dann den Kaffee und war überhaupt Famulus, Hausknecht und Stubenmädchen in einer Person. Kathe's Haustrunk war ein Dünnbier, das er aus der Schulpfortaischen Brauerei bezog. Alle vierzehn Tage fuhr ich deshalb mit der Schubkarre nach Pforta und holte das Bierfäßchen. Auch das Spülen der Flaschen und das Abziehen des Bieres besorgte ich, nachdem ich dasselbe halb mit Wasser versetzt hatte. Waren die häuslichen Arbeiten verrichtet, so zog ich die Kirchenuhr auf und läutete schließlich das Abendglöckchen.

Von meinem zwölften Jahre etwa an half ich auch beim Schulmeistern. Ich unterstützte meinen Lehrer nämlich Nachmittags, wo blos die Kleinen in die Schule kamen, beim Aufsagen und Buchstabiren, ja ich hielt diese Nachmittagsschule nicht selten ganz allein, wenn Kathe gerade nach Naumburg oder zu seinem Freunde, Musikdirector Kötschau in Pforta gehen wollte. Kathe unterrichtete mich dafür privatim in den ersten Elementen des Lateinischen und legte so den ersten Grund für meinen künftigen Beruf.

10. Der Gang auf die Pfarre.

Von Ostern 1826 an ging ich mit mehreren gleichaltrigen Knaben und Mädchen nach Flemmingen zum Pastor Schmidt, Neanders Nachfolger, in die Confirmationsstunde, oder wie der gebräuchliche Ausdruck war, auf die Pfarre. Der Weg führte, wenn auch nicht nothwendig, durch ein Gehölz, in welchem sich Knaben und Mädchen nicht selten paarweise verloren. Es ist da mitunter gar arger Unfug getrieben worden. Aber auch abgesehen davon hatte dieser Weg, namentlich im Winter bei tiefem Schnee, manche Unzuträglichkeiten.

Außer an den Tagen, wo Confirmationsstunde war, ging ich noch zweimal in der Woche zum Pastor, der mit mir den von meinem Lehrer begonnenen lateinischen Sprachunterricht fortsetzte.

Am 30. März 1828 wurde ich in der Mutterkirche zu Flemmingen confirmirt. In richtiger Voraussicht dessen, was mir bevorstand, gab mir Pastor Schmidt den Spruch Sirach 2, 3 mit auf meinen Lebensweg.

Digitized by Google

11. Die Almrichſche Bauernſprache.

Ehe ich von meinem Geburtsorte Abſchied nehme, will ich noch ein Wort über die Thüringiſche Volksmundart ſagen, welche damals auch in Almrich heimiſch war. Ich ſage „damals", weil gegenwärtig das Dörfchen dermaßen von der Cultur beleckt worden iſt, daß man die ehemalige Bauernſprache nur noch bei ganz alten Leuten findet. Zum Vortheile hat dieſer Fortſchritt den Dorfbewohnern freilich nicht gereicht, wenigſtens nicht in ſittlicher Beziehung, und ich ſtehe nicht an zu behaupten, daß das ſtädtiſche Weſen, das die Bauern nach und nach annehmen, nur durch einen guten Theil ihrer urſprünglichen Sittenreinheit eingetauſcht wird. Dem Dorfe Almrich wenigſtens iſt dieſe traurige Erfahrung nicht erſpart geblieben.

Es giebt Viele, die über Volksmundsarten ziemlich geringſchätzig urtheilen, weil ſie die Sprache der Landleute für nichts weiter als ein verdorbenes Hochdeutſch halten. Das iſt aber gewiß unrichtig, denn ſonſt müßte man ja annehmen, die Dorfbewohner hätten früher hochdeutſch geſprochen und dieſes erſt ſpäter corrumpirt. Zweifellos ſind die Volksmundarten beſondere Dialektformen, die nur deshalb eine rohere Geſtalt als das Hochdeutſche haben, weil ſie ſich, gewöhnlich ohne geſchriebene Litteratur, unter minder entwickelten, der ſtädtiſchen Bildung fremder gebliebenen Volksſchichten fortgebildet haben.

So widerlich auf der einen Seite die Sprache der niederen Volksſchichten in den Städten klingt, ſo kindlich naiv und anmuthend iſt auf der andern Seite die Sprache des Landvolks, weil ſich in ihr eben Einfachheit und Reinheit der Sitten abſpiegelt. Darin vorzugsweiſe liegt ja auch der Reiz, welchen die plattdeutſchen Erzählungen von Fritz Reuter, Claus Groth u. A. auf den Leſer ausüben und jeder Verſuch, dieſe Schriften ins Hochdeutſche zu übertragen, muß von vornherein als ein verfehlter bezeichnet werden. Vertragen doch ſelbſt Hebels „Allemanniſche Gedichte" trotz Reinick's Meiſterſchaft dieſe Ueberſetzung nur mit Widerſtreben. Die Almrichſche Bauernſprache hat freilich den Liebreiz des Plattdeutſchen und Allemanniſchen nicht und liegt dies namentlich in dem Vorherrſchen der dumpferen Vokale und der Verhärtung der Conſonanten. Außerdem hat die Thüringiſche Volksſprache eine unſchöne Breite mit langer Dehnung und Quetſchung der Vokale. Wie unangenehm ſticht beiſpielsweiſe gegen das Plattdeutſche: wie heit hei? das Thüringiſche: wie heeßt hä? ab! Dazu kommt, daß der Doppelvokal „ä" in einer für den Großſtädter kaum nachzumachenden Weiſe ausgeſprochen wird. Man bekommt

den betreffenden Laut nämlich nur dadurch heraus, daß man den Unterkiefer tief herab- und die Mundwinkel gleichzeitig weit auseinderzieht. Daß der dabei anzunehmende Gesichtsausdruck sich auch nicht gerade schön ausnimmt, wird Jeder, auch ohne den Versuch vor dem Spiegel zu machen, glauben. Trotz dieser Eigenschaften aber und trotz einer gewissen Derbheit in der Ausdrucksweise bleibt doch in der Thüringischen Volkssprache noch Anmuth und Gemüthlichkeit genug, um die Mittheilung einer Probe auch an dieser Stelle zu rechtfertigen. Ich habe dazu ein selbsterlebtes Geschichtchen gewählt.

Uff'm Aeppelsacke.

Wie'ch noch su ä kleener Junge woar, meinswägen vun ä Joahrer säxen, simm'n, doa noahmb mich mei Voater, wenn'ch geroade keene Schule hutte, eberaal met henn, weil'rsch gärne saak, wenn'ch imm'nrim woar. Nu huttenmer ä Fläckchen Hulz, 'smuchten ä Rutheuer elbe, zwelbe sei, doa stunn metten unger dän willen Behmen och ä Aeppelbohm. Wie där dahenn gekumm'n woar, doas wußte kee Mensch. 'Skunne sei, doaß Tener ä Appel zu sein'm Murgenbrute gegässen und ä Kärn darvun verlur'n hutte, genunk där Bohm stunn doa un truk och, wenn och geroade nich veel, weil'n d'ännern grußen Behme nich in de Hieh lußen un's Licht noahmen. Nu woaren d'Aeppel wedder ämoal zum Abnähmen reif und dessertwägen hutte mei Voater änne Letter metgenumm'n, noahmb die Aeppel oab un ich saak zu. D'Aeppel wurr'n in ä Sack gestackt, weimer keenen Kurb met hutt'n. Wie se nu abber hehm brenge? Mei Voater wußte doa abber Roath. Hä hutte nämlich unsen kleenen Braunen beis'ch, weil'r vurnewäg uff'm Fälle gewoalzt hutte. Doas kleene Fährichen hutte mei Voater nach vun der Franzusenzeit här. Doa s'n seine Fähre genumm'n hutt'n, hutt'rs ämoal oabgepoaßt un sich wedder eens aus'n Franzusenloager stibbizt. Doas woar där kleene Braune. Hä truk'n Kupp hölliſch nedd'g, su dasse bole met'n Maule uff d'Aere ustütschte. Mei Voater meente, hä müsse ä Säbelhieb ebbern Hoals gekriegt ho, weil'n Kupp nich gut trah kunne. Wie gesoagt, dän Braunen hutt'n mer bei uns un uff dän wurre nu dä Aeppelsack geleht. Uff'n Sack druff satzte mei Voater nachens mich und heem gunks, doa's geroade Feierabend woar. Doas Fährichen luf hinger mein'n Voater drei un 'sging Alles suweit gut. Nu kam'n m'r abber än's Woasser un mei Voater luß mich met'n Fähre dorch dä Soale dorchreite. Hä selber gung ebber d'Fiehre. Doas woar su weit gut un ich kamb och richt'g nebber oans ännere Ufer der Soale, abberst

där kleene Braune wulle nich aus'm Woaſſer raus. Un warim? Aen'n Räune rimm än Ufer ſtunn ä Wing Groas und das wulle doas Vieh ierſt abfräſſe. J, dacht'ch, hä mag ä Linschen fräſſe, abberſt där Zeterwanſt hierte goar nich wedder uff un ruckte immer mieh noach ungene henn, wu's Ufer ſiehre huch wurre. Ich will's nu rimzerre noach ubene henn, aber ich kreih's nich rim, weil's nich eigebißt woar un ich weeß meiner Dangeſt kä Enge. Wie nu's Schingeoas goar nich hiert, nähm'ch d'Ackerleine vnn Knmmte runger un ſchlah's dermet tücht'g värn Kupp. Un woas moacht's Dunnerwetteroas nu? 'S ſteiht ih ich märs verſäh uff'n huchen Ränd noan, ſu doaß'ch metſammt d'n Sacke hingennungerrutſche un ins Woaſſer plumpſe. Ich erſchroak nich ſchlächt nu woar nort fruh, daß d'r Sack ſchwummb, denn ich ritt druff. Ungerhenn gunks nu met uns Beeden un ich ſchreyk Feuer und Noch vär Dangeſt. Mei Voater, där'm Fiehrkoahne ſtunn, ſaks und hiert's und hul met'n Fiehrmann metten im Woaſſer oan bis'ch roangeſchwumm'n kamb. Doa krabſchten'nn Beede fix zu, Eener packte mich, der Aenere 'n Sack un zerrten uns rei in'n Koahn. Mei Voater hulte nu d'n kleenen Braun'n, där beim Groaſe ſtiehn geblemm'n woar, un lehte den Sack wedder druff. Ich abberſt lief woas haſte woas kannſte baarwichs wie'ch woar heem, dänn ich woar fitſchenmadenkalamennaß. Meine Mutter erſchroak nich ſchlächt, alſe nich ſak, riß m'r glei Hoſe nu Hemme runger, merre hutt'ch nich oan, un ſtackte mich geſchwinne in's gruße zweeſchläfrige Bette, doas in unſe Stobe ſtunn. Nachens nahmbſe noch änne blächerne Tuppſtärze, die geroade heeß war, wickelteſe inn ehre blaue Schärze un letheſe m'r uff'n Bauch, ſu doaß ich bole wedder woarm wurre. Itzunner koamb och mei Voater heem und nach ä Weilchen och in de Stobe. Ich vermutte m'r niſcht Guts, denn hä woar hölliſch rackerig drebber, doaß'ch nich ämoal ſu ä kleenes Fährd regiere kunne. Hä thoat m'r abberſt niſcht un ſoahte nort: „Noa, du fallſt m'r nert wedder kumme un reite wulle, doa will'ch der's oanſtreiche, du dummer Efaltspinſel du!“ Su ſchlimm wurre's nu geroade nich, denn ſchonſt d'äunern Toag ritt'ch den kleenen Braunen wedder heem. 'Sgnuk och goar nich änners, denn mei Voater woar ſu gruß un ſu ſchwier fer's kleene Fährd, un wie ſull's ſiſt dorch's Woaſſer kumme. Uff'n Aeppelſack hat hä mich aber nich wedder geſatzt. —

Zweiter Abschnitt.

Auf dem Gymnasium.

12. Schlimme Erfahrungen.

In der Woche nach Ostern führte mich mein Vater dem Rektor der Domschule zu Naumburg, Professor Wernsdorf zu. Dieser prüfte mich und setzte mich nach Quinta, welches just die letzte Klasse war. Vom Rektor gingen wir zum Dom-Cantor Wagner, dem ich etwas vorsingen mußte. Da ich in Almrich beim Neujahr-Singechor und bei dann und wann von Kathe aufgeführten Kirchenstücken Solosänger im Sopran gewesen war, so war Wagner mit meinem Gesange sehr zufrieden und nahm mich unter die Currende- und Chor-Schüler auf, wodurch ich mir allwöchentlich ein Brot, sowie das Schulgeld verdiente und außerdem auch noch baares Geld erhielt.

Meine Wohnung erhielt ich bei dem Buchbinder Pauli, bekam aber für mich nur ein kleines, nicht heizbares Kämmerchen.

Am Morgen des ersten Schultages brachte mich Pauli auf den Schulweg und überwies mich unterwegs einem ebenfalls nach der Schule gehenden etwa elfjährigen Quintaner, den er kannte. Ich folgte diesem mit hochklopfendem Herzen und trat endlich in die bereits ziemlich angefüllte Klasse. Meine äußere Erscheinung zog sofort die Blicke aller Knaben auf mich und gar bald wurde ich die Zielscheibe der schnödesten Witze. Der Aufzug, in welchem ich erschien, gab ihnen freilich hinreichenden Anlaß. Ich trug einen vom Dorfschneider Kutte*) angefertigten, bis auf die Knöchel reichenden und auf Zuwachs be-

---

*) Der Mann lebt heute (1869) noch und macht als rüstiger und immer noch schneidernder Achtziger die Mortalitäts-Statistik der Schneider zu Schanden.

rechneten Gehrock, während meine Mitschüler nur kurz verschnittene Jäckchen trugen. Ein kleiner naseweiser Bursche richtete an mich die Frage: „Wo hast Du denn Deinen Pfützentütscher machen lassen?“ Kaum hatte er die Worte heraus, so erhoben die Andern ein schallendes Gelächter. In die Erde hätte ich sinken mögen vor Scham und am liebsten wäre ich gleich wieder davongelaufen. Das Erscheinen eines linkischen und ungelenken Bauerjungen in der Klasse ist für Stadtkinder immer ein wahres Gaudium, drum war ich auch heilfroh, als nach wenig Tagen ein noch täppischerer und noch viel trolliger costümirter College in die Klasse eintrat und nun fast ausschließlich das Interesse der kleinen Quälgeister in Anspruch nahm. Sein Rock unterschied sich von dem meinigen wenig, aber seine ziegenledernen, in langen Schaft-Stiefeln steckenden und scheinbar dem Körper aufgeleimten Hosen gaben dem von der Finne kommenden Jungen ein so komisches Exterieur, daß ich selbst mit darüber lachen mußte. Der arme Schelm hatte nämlich klapperdürre Beine und diese schlotterten in den übermäßigweiten Stiefelschäften, wie eine Bornhakenstange in einem Ziehbrunnen. Um die Komik des Bildes zu vollenden, mußte der Bedauernswerthe noch die häßliche Gewohnheit haben, einwärts zu gehen und sich mit der rechten Fußzehe auf die linke zu treten. Was er darob zu leiden hatte, das ging (wie man zu sagen pflegt,) auf keine Kuhhaut. Glücklicher Weise schien er die Neckereien weniger zu fühlen, wenigstens ertrug er sie mit stoischer Ruhe. Mich begünstigte mein Temperament nicht in gleichem Maße und litt ich von den erwähnten Quälereien innerlich mehr, als mein Schicksalsgenosse. Heißblütig, wie ich war, dabei mit kräftigeren Fäusten bewehrt, als meine viel kleineren und jüngeren Mitschüler, schaffte ich mir indeß durch eine und die andere wohl applicirte Maulschelle zeitweilig Ruhe. Leider trat dieser Akt der Selbsthülfe gerade einmal in dem Augenblicke ein, wo der Klassenlehrer in die Thür trat, und einstündige Einsperrung in den Holzstall (nur Primaner und Secundaner waren carcerfähig) war mein Lohn. Es war die erste, aber auch die letzte Beraubung meiner persönlichen Freiheit. Das Rasseln des Schlüsselbundes und das Gequietsche des verrosteten Schloßriegels klingen mir noch heute in den Ohren. Der Gedanke: „Du bist eingesperrt!“ stimmte mich unendlich traurig, zum Glück fand aber mein Schmerz in einem reichlichen Thränenstrome Abfluß. Die Stunde wurde mir zu einer Ewigkeit und zwar um so mehr, als ich das Gesangbuchslied, das ich inzwischen lernen sollte, bereits konnte. Endlich hörte ich Schritte: der Castellan Mietlau kam und öffnete die Pforte

meines Gefängnisses und ich war wieder frei. Der Klassenlehrer lobte mich, daß ich das lange Lied: „Nach einer Prüfung kurzer Tage" ohne Anstoß hersagen konnte und entließ mich mit einigen freundlichen Ermahnungen. Sein Zorn war verraucht und es mochte ihm nun wohl sein strenges Vorgehen gegen mich Leid thun.

13. Mein erster Klassenlehrer.

Ordinarius von Quinta war der Collaborator Buchbinder, ein Mann, dem das Alter bereits den Rücken gekrümmt hatte und dessen Haupt ein Sammetkäppchen bedeckte. In Betreff seiner Lehrweise war er Peripatetiker, denn er docirte im Auf- und Abgehen und zwar, um den Schwerpunkt zu corrigiren, mit auf dem Rücken ruhenden Händen. Buchbinder war von Haus aus Elementarlehrer und also nicht von der Zunft der studirten Schulmänner. Trotzdem verstand er sein Fach und suchte namentlich im Einüben der Elemente des lateinischen Sprachunterrichts seines Gleichen. Er galt selbst bei seinen Collegen für einen Kreuzlateiner und liebte es, seine Unterhaltungen durch Citate aus lateinischen Klassikern zu würzen.

Neben seiner Lehrerstelle bekleidete er das Amt des ersten Domkirchners (Küsters), hatte aber trotz zweier Aemter nur ein kärgliches Einkommen. Da er eine zahlreiche Familie hatte, so war er auf den Nebenerwerb durch Privatunterricht angewiesen. Auch ich nahm Privatstunde bei ihm, wofür er jedoch kein Geld, sondern allwöchentlich ein großes Bauerbrod und dann und wann einen Sack Kartoffeln bekam. Gab's die Zeit, so kriegte er auch einen Korb Aepfel oder Birnen und im Herbste ein Körbchen Weintrauben.

Buchbinder wußte sich in der Klasse in Respect zu setzen und darum wurde bei ihm auch was gelernt. Er hatte alle Stunden in seiner Klasse, war deshalb der vielbeschäftigtste, dafür aber auch der allseitigste Lehrer.

Buchbinder war ein passionirter Raucher und sah man ihn deshalb außer der Schule niemals ohne seine halblange Pfeife. Diese war ein Geschenk seiner Quintaner, denn es war Observanz geworden, ihm an seinem Geburtstage eine Pfeife nebst einem Pfund Taback zu verehren.

14. Dr. Graser.

Ostern 1829 wurde ich nach Quarta versetzt und bekam nun den Dr. Graser zum Klassenlehrer. Er ist außer dem Musik-

director Claudius der Einzige meiner Lehrer aus der damaligen Zeit, der noch am Leben ist.

Graser war damals ein noch sehr junger Mann, kaum mittlerer Zwanziger, aber trotz seiner Jugend neben dem Mathematikus Müller eine Hauptstütze der Schule. Den Rector Wernsdorf, der sich seiner Zeit einen wohlbegründeten Ruf als Gelehrter und Schulmann erworben hatte, aber in seinem Alter fast blind und kindisch geworden war, ließ man seinen Ruhm zu Grabe tragen. Der Conrector Müller war ein eminent begabter und geistreicher Mann, besaß aber nicht die hinreichende Thatkraft, sich zur Geltung zu bringen. Dabei war er gebrechlich und hatte eine Menge Sonderbarkeiten, die seine Wirksamkeit störten und seinen Einfluß beeinträchtigten. Der zweite Conrector Schmidt (der Verfasser einer griechischen Grammatik) war vielleicht der gelehrteste von allen Lehrern, hatte aber auch nicht die geringste Autorität. In seinen Unterrichtsstunden wurde der größte Unfug getrieben und natürlich gar Nichts gelernt; ja es ging so weit, daß sich die Herren Tertianer, deren Ordinarius er war, mitunter den Scherz machten, auf ein gegebenes Commando ganz urplötzlich mäuschenstill zu sein, um so den guten Schmidt, der nur bei Lärm zu unterrichten gewohnt war, in Verwirrung zu bringen. Am Erträglichsten ging's noch, wenigstens wurde der Lärm nicht gar zu laut, wenn Graser in einer Nebenklasse Stunde hatte. Er war nämlich schon ein paar Mal hereingefahren und hatte die in flagranti ergriffenen Ruhestörer derb gezüchtigt.

Graser war der Mann nicht, der mit sich spaßen ließ, und ich glaube, wer ihm offenen Widerstand geleistet hätte, wäre nicht lebendig aus der Klasse gekommen. Daß ihm sein Auftreten einige eingeworfene Fenster eintrug, darnach frug er wenig; Respect hatten die Schüler doch vor ihm.

Graser war ein äußerst stattlicher und blühender junger Mann und zeichnete sich äußerlich vor seinen etwas salop einhergehenden Collegen dadurch aus, daß er auf eine untadelige Toilette hielt. Obgleich er nun in seinem Aeußeren so überaus sauber war, daß kaum ein Körnchen aus seiner goldenen Dose das Chemisett vernunzierte, so sah es doch in seinem Arbeitszimmer erstaunlich liederlich aus: aber es war eine gelehrte Liederlichkeit. Vor Büchern konnte man kaum treten, aber auch auf Sopha und Stühlen war kein Platz zum Sitzen und auf den Tischen kein Fleckchen von Büchern frei. Wurde das nun ihm selbst zu bunt, so bestellte er einige

Quartaner zum Aufräumen. Jeden konnte er da nicht brauchen, denn die Bücher mußten nach den wissenschaftlichen Fächern geordnet werden. Es war deshalb schon ein testimonium ingenii, wenn Einer zu dieser Ehre gelangte und ich hatte sie mitunter. Ich überließ jedoch das Ordnen den Andern und blätterte lieber in den Büchern. Graser hatte damals literarische Streitigkeiten mit Stallbaum und da las ich denn diese Stallbaumiaden vorzugsweise gern. Es folgten sich da Kritiken, Antikritiken und Kritiken der Antikritiken. Mit Handschuhen hatten sich Beide nicht gerade angefaßt, obgleich Graser sonst immer untadelige Glacés trug. (Die übrigen Lehrer gingen baarhändig.) Mich hat dieses polemische Treiben damals höchlichst verwundert, später schon weniger, heute gar nicht mehr.

Graser hatte eine merkwürdige Doppelnatur. In der Schule — nun da war's Schule und da gab's nichts zu spaßen. Ging er aber mit uns spazieren, so ließ er einen Blödsinn gern passiren und machte ihn wo möglich selbst mit. Er wußte aber eine so feste Schranke zu ziehen, daß niemals ein Schüler beim ausgestreckten Finger nach der Hand faßte. Wahrlich kein kleines Kunststück für einen so jungen Mann. — Sein Augenmerk richtete er vorzugsweise auf eine äußere anständige Erscheinung der Schüler, drum reckte und streckte sich Jeder, wenn er ihn von Weitem kommen sah, um einem etwaigen Monitum zu entgehen. Da mußte denn mir Unglücklichem eine Geschichte passiren, die mich beinahe ohnmächtig gemacht hätte. Ich verlebte natürlich die Hundstagsferien in Almrich und so auch die von 1829, wo ich eben unter Graser's Ordinariat stand. Nun hatte mein Vater eines Morgens meine Schwestern nach dem Auenacker geschickt, um Kleefutter abzusicheln und mir aufgetragen, mit dem Geschirr das Futter zu holen. Es war schon am Morgen heiß und fuhr ich deshalb in Hemdsärmeln, barhäuptig und barfüßig auf den Acker und mit dem beladenen Wagen, auf dem ich oben thronte, zurück. Als ich die Dorfstraße heranfahre, sehe ich, o Schrecken! daß Graser mir gerade entgegen kommt. Er hatte eine Morgenpromenade nach Almrich gemacht. Hätte ich mich still gehalten, so hätte Graser wohl schwerlich nach mir aufgeschaut; das ließ aber mein Respect nicht zu und ich sage: „Guten Morgen, Herr Doctor!" Jetzt sieht er mich an, erkennt mich und bleibt stehen. Natürlich halte ich die Pferde an und erwarte mit halbversetztem Athem eine Standrede ob meiner unanständigen Bekleidung oder vielmehr Nicht-Bekleidung. Aber nein! Graser war äußerst gemüthlich und sagte: „I wer's doch auch so gut hätte, wie ihr Jungen vom Dorfe! So

ein Fuder Klee in des Morgens Frühe zu holen, das ist ja reizend!" Er mochte meine Verlegenheit sehen, drum fuhr er in leutseligem Tone fort: „Nun, genire dich nur nicht, mein Junge!" Ich athmete wieder auf, empfahl mich und fuhr von dannen.

Graser blieb der Domschule leider nicht lange genug erhalten, denn er folgte einem Rufe nach Guben. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen, da ich, im Begriffe, ihn in Torgau, wohin er später kam, zu besuchen, zu einer Zeit kam, wo Graser auf einer Ferienreise war. Vielleicht danke ich's diesem Mißgeschicke, daß sein Jugendbild in meiner Seele so fest haftet. —

15. Otto Claudius.

Am 6. April des Jahres 1829 fand in der sogenannten katholischen Kirche des Doms zu Naumburg eine bemerkenswerthe Feierlichkeit statt, nämlich die Probeaufführung von Musikstücken durch die drei Candidaten, welche durch die neuzubesetzende Dom-Cantorstelle auf die engere Wahl gekommen waren. Ich nannte die Feierlichkeit bemerkenswerth und muß deshalb gleich erwähnen, daß sie es nur dadurch wurde, daß der Großherzoglich sächsische Hof-Kapellmeister in Weimar, der als Componist und Klavierspieler weit und breit berühmte Hummel, mit der Probe betraut worden war. Um deswillen waren auch die Emporen der Kirche dicht gedrängt voll Menschen, und es war namentlich, wie immer bei solchen Gelegenheiten, die Damenwelt stark vertreten. In den unteren Raum der Kirche hatte man Unbetheiligte nicht zugelassen, und so befand sich in demselben zu Anfang blos das Domsingechor mit dem Stadtmusikchor, letzteres in einem concentrischen Halbkreise das erstere umschließend. Alsbald aber öffnete sich der südliche Eingang, und herein traten in Hummel's Begleitung die Großwürdenträger des Domcapitels, nämlich der Domdechant von Zerssen, der Domprobst von Uffel und der Scholastikus von Oldershausen. Ihnen folgten in bescheiden gehaltener Distanz die drei Probe-Candidaten Goldstein aus Naumburg, Claudius aus Leipzig und Helmholtz aus Halle.

Da ich mich unter den Sopranisten des Singechors befand, so konnte ich mir den berühmten Hummel aus nächster Nähe besehen. Er war von Mittelgröße, hatte indeß einen Kopf, der mir für die ganze Figur etwas zu groß erschien. Was aber an ihm am meisten auffiel, das waren seine kleinen Kinderhände, und es bleibt gewiß ein Phänomen, daß Hummel, der mit seinen kurzen Fingern un-

möglich eine Octave greifen konnte, ein berühmter Klavierspieler geworden war.

Die Probe begann, und Goldstein eröffnete den Reigen. Drei Motetten waren von Hummel ausgewählt worden, und Goldstein sollte die Aufführung der ersten dirigiren. Der hübsche junge Mann war sichtlich befangen und wurde es noch mehr, als ihn Hummel gleich nach den ersten Takten mit barscher Stimme unterbrach. Das Tempo war nach dessen Meinung zu rasch genommen, und darum mußte Goldstein von vorn anfangen. Befriedigt schien Hummel aber immer noch nicht zu sein, denn er machte ein verdrießliches Gesicht, und nicht lange währte es, so winkte er zum Aufhören. „Es ist gut!" waren seine nicht mißzuverstehenden Entlassungsworte.

Der Zweite kam an die Reihe, und hin an's Pult trat mit sicherem Schritt ein junger Mann von einigen dreißig Jahren, dessen ganze Erscheinung auf Jeden den wohlthuendsten Eindruck machen mußte, denn es war eine wahrhaft ideale Künstler-Erscheinung. War seine Gesichtsfarbe auch etwas blaß, so gaben doch seine schönen blauen Augen dem Gesichte einen lebhaften Ausdruck. Die feinen Züge, die zusammengepreßten, Energie und Willenskraft bedeutenden schwachen Lippen, vor Allem das reiche Lockenhaar, welches das fast mädchenhafte glatte Gesicht umwallte, gaben der ganzen Erscheinung einen genialen Charakter. Verstärkt wurde derselbe noch durch eine imponirende schlanke Gestalt und eine militärisch strasse Haltung. Das war Otto Claudius. — Ohne langes Zögern ergriff er den Taktirstock, hielt ihn eine Secunde lang empor und dann begann er die Motette. Hummel störte diesmal nicht; sein sich aufheiterndes Gesicht und beifälliges Nicken bekundeten, daß er mit der Direction zufrieden war. Auch Chor und Orchester thaten ihre Schuldigkeit, als gälte es, dem jungen Manne mit allen Mitteln zum Siege zu verhelfen. Aber wie leicht machte er's uns auch! In der feinen Nüancirung seines Taktschlags war jede Klangfarbe, jede Hebung und Senkung, ja jeder einzelne Drucker scharf angedeutet, dabei avisirte er jedem einzelnen Instrumente den kommenden Einsatz, so daß Chor und Orchester seiner genialen Führung folgend eine wahrhaftige Kunstleistung hervorbrachten. Hummel wurde dadurch sichtlich erfreut, und uns Allen war klar, daß dieser unser Cantor werden würde. — Doch dem Dritten mußte noch sein Recht geschehen. Dem Musiklehrer Helmholtz aus Halle, einem schon in den Vierzigern stehenden Herrn, ging ein guter Ruf voraus, und vielleicht war er's, auf den man an maßgebender Stelle in erster Linie sein Absehen gerichtet

hatte. Daß man ihm Gelegenheit gegeben, den letzten und bleibendsten Eindruck zu machen, schien auch dafür zu sprechen. Er trat hervor, ein gewisses Selbstbewußtsein in seiner äußeren Erscheinung verrathend. Sein Streben ging entschieden dahin, es am Besten zu machen, — und dadurch verdarb er's. Dreimal ließ er von vorn anfangen, weil ihm der Einsatz nicht präcis genug war. Natürlich ging's das dritte Mal am Schlechtesten. Mit Händen und Füßen strampelnd wirthschaftete er ganz unbändig hinter seinem Pulte und irritirte durch seinen Uebereifer Sänger und Musiker. Kurz, es ging schlecht, und Hummel zeigte ein Gesicht, das seine Enttäuschung deutlich erkennen ließ. Es kam, wie wir ahnten: Claudius wurde unser Cantor.

Nach dem zu schließen, was man von den Probe-Candidaten verlangt, hätte man wirklich glauben mögen, es handele sich um die Besetzung der General-Musikdirectorstelle des Königreichs Preußen, denn schwerlich hat man an Spontini und Meyerbeer größere Anforderungen gestellt. Die Candidaten hatten nämlich noch ein Lied vierstimmig auszusetzen, nach gegebenem Thema eine Fuge bis zur sogenannten Engführung zu construiren, ein Lied zu singen und eine Phantasie auf dem Klavier vorzutragen. Und: tant de bruit pour une omelette! Eine Cantorstelle mit 300 Thalern, sage Dreihundert Thalern Gehalt war's, um die es sich handelte.

Was Claudius neben der Genialität seines ganzen Wesens zu Statten kam, war seine wissenschaftliche Durchbildung. Er hatte nach Absolvirung des Gymnasiums in Görlitz die Universität Leipzig besucht, um die Rechte zu studiren, und erst, nachdem ihm plötzlich hintereinander Mutter und Vater (General-Accise-Einnehmer in Kamenz) gestorben waren, von allen Mitteln entblößt, sich ausschließlich der Musik gewidmet. Der berühmte Theodor Weinlig in Leipzig nahm sich seiner an, unterrichtete ihn im doppelten Contrapunkt und entließ seinen, über menschliche Kräfte arbeitenden Schüler schon nach funfzehn Stunden in ehrenvollster Weise. Nun begann aber auch schon Claudius' schaffender Geist sich vor große Aufgaben zu stellen, und wie sie ihm gelungen, davon geben seine Motette „Herr unser Gott", die Missa in G-moll und die Cantate „Ich bin der allmächtige Gott" Zeugniß. Alle drei wurden verschiedene Male von dem Thomaner-Chor in Leipzig aufgeführt. In dieselbe Zeit fiel auch die Vollendung von Claudius' erster Oper: „Arion". Nachdem Hofrath Rochlitz und Professor Amadeus Wendt Ouverture und Introduction derselben in den Gewandthaus-Concerten zur Ausführung gebracht hatten, nahm der Director des Stadttheaters Kistner die Oper für

die Bühne an, wagte aber schließlich doch nicht, die Kosten der Inscenirung an das Erstlingswerk eines Componisten zu setzen. Claudius ließ sich dadurch nicht abschrecken, schrieb vielmehr bald eine zweite Oper „Aladin", konnte aber auch für diese die Aufführung nicht durchsetzen. Das Hoftheater in Dresden, dem er die Partitur einschickte, scheute ebenfalls die Kosten der Ausstattung. Wer aber so, wie ich, diese Opern in allen ihren einzelnen Partien und fast in allen Stimmen vom Sopran bis zum Baß mit durchgesungen hat, der kann sich gewiß nicht genug wundern, wie solche Meisterwerke unbeachtet bleiben konnten.

Inzwischen erschienen bei Breitkopf & Härtel mehrere geistliche Lieder und verschiedene Klavier-Compositionen. Das waren die Antecedentien unseres Claudius bei seiner Uebersiedelung nach Naumburg, und man wird zugeben müssen, daß er wohl vorbereitet in sein neues Amt eintrat. Von da ab habe auch ich ihm als Concertist in verschiedenen Stimmen und zuletzt als Präcentor der Domkirche nahe gestanden und kann nun nach eigener Wahrnehmung berichten. Sieben Jahre hindurch bin ich sein Schüler gewesen, und wenn mir auch als Dilettanten kein Urtheil zusteht über seine Leistungen als Meister der Tonkunst, so habe ich doch aus eigener Anschauung ein Urtheil über das bekommen, was er als Gesanglehrer leistete. Es war eine gar traurige Zeit damals für die Naumburger Domschule, denn die obersten Lehrstellen waren in den Händen theils altersschwacher, theils energieloser Männer, und es ging deshalb drunter und drüber. Wer sich von den Schülern nicht selbst vorwärts trieb, der fand keine Anregung, und es konnte nicht ausbleiben, daß die Schüler auch in sittlicher Beziehung immer tiefer und tiefer herabsanken. Die Zahl der Untergegangenen aus der damaligen Zeit ist ganz erschreckend groß. Daß sie nicht noch größer war, das ist entschieden das Verdienst unseres Claudius. Dadurch, daß er die veredelnde Kraft des Gesanges auf seine Schüler im vollsten Maaße einwirken ließ, daß er in ihnen den Sinn für das Schöne und Erhabene weckte und pflegte, daß er sie in Gesangvereinen in Verkehr mit edlen Frauen brachte, dadurch machte er den Ausspruch des Dichters zur Wahrheit: Emollit mores nec sinit esse feros. So schuf er durch sein Singechor ein sittliches Ferment, das auch unter die anderen Schüler drang und sie vor gänzlicher Verwilderung bewahrte.

Ich für meinen Theil bekenne mit Dank, daß, was meine Schulzeit von der rauhen Kruste des Bauernknaben abgeschliffen, fast ausschließlich auf Claudius' Rechnung kommt.

Was nun seine Leistungen als Tondichter anlangt, so sei mir noch gestattet, auf diejenigen hinzuweisen, die in seine Naumburger Zeit fallen. Die Stärke unseres Claudius liegt nach meinem Gefühle vorzugsweise in der Liedercomposition, und hier nimmt er ganz unbestritten einen der ersten Plätze ein. In Parallele mit ihm ist vielleicht nur Franz Schubert zu stellen, und wenn man auch nicht behaupten kann, daß letzterem bei seinem Erlkönig das unvergleichliche Claudius'sche Lied: „Was ist es, Vater, was ich verbrach?" vorgeschwebt hat, so muß man eben sagen: Franz Schubert und Otto Claudius waren zwei verwandte Geister. Ein tief poetisches Gemüth, ein inniges Versenken in den Dichter und darum eine überraschende Wahrheit des Ausdrucks: das sind Eigenschaften, die Beiden gleichmäßig angehören; bei glühendster Phantasie schufen sie doch die einfachsten und lieblichsten Melodien. Was sie unterschied, gehört blos der Aeußerlichkeit an. Claudius führte ein geregeltes, Franz Schubert ein ungeregeltes Leben.

Die Claudius'schen Lieder, die seinen Opern angehörenden ungerechnet, haben die Zahl von 174 erreicht, und darunter sind 56 noch ungedruckte. Die gedruckten sind in 26 einzelnen Heften erschienen und zwar bei den verschiedensten Verlegern. — Und was war der Lohn für diese herrliche Geistes-Arbeit? Einige Frei-Exemplare und nichts weiter. — Ja, einen Fehler muß man an Claudius rügen: er hat es nie verstanden, mit dem ihm von der Natur verliehenen Pfund zu wuchern. Mit dem Dichter möchte man ausrufen: „Wer wird so edles Gut an Hack und Pack verschenken!" In keiner Liedertafel fehlen die Claudius'schen Lieder, aber der Componist selbst hat nichts davon gehabt, als den eitlen Ruhm. Wer könnte ihn deshalb tadeln, daß er 56 seiner Lieder ungedruckt ließ? Aber wenn's für immer so bliebe, wenn diese an Schönheiten gerade so reichen Schätze vergessen in seinem Nachlasse vermoderten, so wäre dies ein Verrath an der Gesangswelt, der durch nichts zu sühnen wäre. Wer so, wie ich, diese Lieder kennt, der kann nicht anders, als tief beklagen, wenn davon nicht gerettet würde, was noch gerettet werden kann.*)

---

*) Ich habe zu Anfange dieses Jahres (1869) sechs Lieder von Claudius herausgegeben, denen ich später noch zwei andere Hefte habe folgen lassen. — Noch habe ich zu erwähnen vergessen und will es in dieser Note nachholen, daß Claudius in Naumburg noch die Oper: „Der Gang nach dem Eisenhammer", sowie die komische Oper: „Die Widerspenstigen" componirte. In seine Naumburger Zeit fällt auch die große Composition: „Die

16. Mathematikus Müller.

Der als Oberschulrath in Wiesbaden vor einigen Jahren verstorbene Dr. Johann Heinrich Traugott Müller war meine ganze Gymnasialzeit hindurch mein Lehrer in der Mathematik, und so viele Collegen ich später auch kennen und schätzen gelernt habe, es hat mir doch Keiner meinen alten Lehrer verdunkeln können. Immer und immer stand und steht er auch heute noch als das Ideal eines vollendeten Schulmannes vor mir. Wie hätte ich aber hoffen können, dieses Ideal zu erreichen, da mein Naturell ein so ganz anderes war! Müller war der verkörperte Begriff der Amtswürde; sein Gesicht war steinhart, wie aus Marmor gehauen, ich möchte sagen: gefrorner Ernst: keine Fiber zuckte darin. Die dunklen Augen lagen tief in ihren Höhlen, beschattet von buschigen Wimpern und Augenbrauen; die Stirn war und blieb gerunzelt und auf den tiefgefurchten Wangen hätte man den pythagoräischen Lehrsatz demonstriren können. Sein Gang war hastig, aber nur kurz ausschreitend, dabei war der Oberkörper sanft nach vorn geneigt, Kopf und Blick aber nach der Erde gesenkt. Müller sah unterwegs nicht rechts, nicht links, sondern nur auf seinen Weg, so recht auch dadurch seinen Charakter widerspiegelnd. Seine Redeweise war knapp, fast karg; was und wie er sprach, war aber tief durchdacht, deshalb klar, einschneidend und spannend, fast in jedem Worte betont. Er war darin das Widerspiel mancher modernen Lehrer, die ihren Lehrstoff durch Zugießen reichlicher Wortbrühe schmackhaft zu machen wähnen.

Nach diesem Bilde könnte man versucht sein zu glauben, Müller sei ein finsterer, mürrischer und verschlossener Mann gewesen, der durch abstoßendes Wesen, durch ein auf Furchterzeugung berechnetes Gebahren ein Einschüchterungssystem verfolgt habe. — Kein Gedanke daran! Müller war der liebenswürdigste, aufopferndste und zuvorkommendste Mann, auch gegen seine Schüler, wenn sie außer der

---

Glocke" von Schiller. Letzteres Unternehmen muß neben der berühmten Romberg'schen Composition allerdings als ein Wagstück erscheinen, aber der Wurf ist vollkommen gelungen. Ich kenne das Romberg'sche Werk von Anfang bis zu Ende auswendig, denn ich habe es viele Male mitgesungen, wenn ich aber die Claudius'sche Glocke daneben halte, so muß ich doch unparteiisch sagen, daß diese in einem edleren und erhabneren Stile gehalten ist. Romberg hat bei so vielen Schönheiten doch auch manche Trivialitäten mit unterlaufen lassen, und sein Finale ist die personificirte Trivialität in der höchsten Potenz.

Schule mit ihm verkehrten. Er ließ da seinem sprudelnden Mutterwitz die Zügel schießen, war immer freundlich, nie verstimmt, auch wenn er überlaufen und mitten im Arbeiten gestört wurde. Für seine Schüler hatte er immer Zeit. Darum aber durfte ihm auch in der Klasse Niemand kommen etwa mit der Ausrede: es ist mir nicht recht klar geworden, ich konnte nicht recht folgen oder sonst so was. Eine große Seltenheit war das immer, aber wenn's doch einmal vorkam, dann wehe, wehe dem, den es betraf! Müller schickte nicht ins Karzer, ließ nicht nachsitzen, schlug nicht hinter die Ohren, gebrauchte auch keine Schimpfreden, aber er sagte dem unglücklichen Opfer einige Worte, welche aus der tiefsten Tiefe seiner Baßstimme herausgeholt waren.*) In seines Nichts durchbohrendem Gefühle stand der Betroffene da, in die Erde hätte er sinken und lieber doppelt so viel Ohrfeigen hinnehmen mögen. Hätte ich oder Du dasselbe gesagt, es wäre vielleicht zu einem Ohre hinein- und zum anderen wieder herausgegangen; aus Müller's Munde gingen die Worte durch Mark und Bein. Schon dem Nichtbetheiligten verursachten sie Herzklopfen, wie vielmehr dem, an den sie gerichtet waren! Und woher kam diese wunderbare Wirkung? War's der stechende Blick oder das Mienenspiel, das die Worte begleitete? Wie ließe sich das sagen!

Und dieser eigenthümlich originelle Mann mein Ideal? Ja, seine Aeußerlichkeiten konnten's freilich nicht sein, wohl aber seine große moralische Gewalt. — Man denke sich die Stellung eines Mathematikers eines Gymnasiums in damaliger Zeit, eines Lehrers, der kein Ordinariat hatte, dessen Fach man für's unvermeidliche Uebel (von Lehrer- und Schüler-Seite) hielt und versuche zu begreifen, wie Müller sich an einer ziemlich verwilderten Schule fast allein in Respect zu setzen wußte; wie er's möglich machte, daß, während die Leistungen in anderen Fächern höchst mittelmäßig waren, in der Mathematik ganz Erstaunliches geleistet wurde. (Schüler Müller's, die Mathematik studirten, zählen nach Dutzenden.) Man erkannte das wohl, auch nach Oben hin, drum wurde Müller noch mit zwei Stunden Latein (Cäsar) in Tertia und Französisch in Prima überbürdet. Er war hier derselbe und leistete dasselbe, obgleich er weder Lateiner noch Franzose war.

---

*) Wenn ich bei Anstellungen was zu sagen hätte, so würde ich von zwei sonst gleich würdigen Candidaten stets den Bassisten wählen. Lehrer mit piepender Discantstimme erwerben sich selten Autorität.

Daß bei einem Manne von ſolcher Energie an irgend eine Störung während der Lection gar nicht zu denken war, läßt ſich erwarten. In athemloſer Stille hing jeder Schüler an ſeinem Munde und es wurde ein abſchweifender Blick höchſtens dann gewagt, wenn Müller an der Wandtafel ſtand und der Klaſſe den Rücken zukehrte. Aber auch dies blieb ihm nicht unbemerkt, denn urplötzlich drehte er ſich um und den Unaufmerkſamen traf ſein vernichtender Blick. Ja, noch mehr! Mag's auch noch ſo unwahrſcheinlich klingen, ſo werden mir's doch alle Schüler Müller's bezeugen, daß er oft genug, ohne ſich umzudrehen, denjenigen, der hinter ihm Allotria trieb, mit der tiefſten Baßſtimme beim Namen nannte, eine Weile ſchwieg und dann in ſeinen Entwickelungen fortfuhr. Das war das Wunderbare, das uns Allen ein Räthſel blieb.

Daß eine ſo ganz eigenthümlich organiſirte Natur, wie Müller, als Vorbild unerreichbar iſt, verſteht ſich von ſelbſt, und trotzdem war von ihm viel zu lernen. Dahin gehörte namentlich die außerordentliche Klarheit ſeines Vortrages und das Geſchick, auch den trivialſten Lehrſtoff intereſſant und anziehend zu machen.

Müller's innigſter und fort und fort angeſtrebter Wunſch war, academiſcher Lehrer zu werden. Daß er ihn nicht erreichte, war ein Glück für die Schulen, denen er angehörte. Von Naumburg kam er im Jahre 1836 nach Gotha als Director des dort neugegründeten Real-Gymnaſiums, wo er den Titel als Schulrath erhielt. Später folgte er einem Rufe als Oberſchulrath und Director der Realſchule nach Wiesbaden. Dort beſuchte ich ihn zuerſt im Jahre 1846 und fand Veranlaſſung, ihm einen kleinen Zoll meiner Dankbarkeit darzubringen. Bei Gelegenheit dieſes Beſuchs theilte mir nämlich Müller's Gattin unter dem abgeforderten Verſprechen der tiefſten Verſchwiegenheit mit, daß ihr Gatte am 27. Juni 1847 ſein fünfundzwanzigjähriges Amts-Jubiläum feiere, aber Niemandem davon etwas wiſſen laſſen wolle. Als Grund führte ſie an, daß man in Wiesbaden ſchon deshalb auf ihren Mann ſcheel ſähe, weil der Herzog ihn überall auszeichne; erführe nun dieſer etwas von dem Jubiläum, ſo würde wahrſcheinlich eine neue Auszeichnung die Folge ſein und das wolle ihr Mann in jedem Falle vermieden ſehen. So ſehr dieſe Geſinnung gewiß Müllern zur Ehre gereichte, ſo nahm ich's doch mit meinem Verſprechen nicht ſo gar genau. Zunächſt ſchrieb ich an Fechner in Leipzig, den Freund, Schul- und Univerſitäts-Genoſſen Müller's, machte dieſen auf das Jubiläum aufmerkſam und bat ihn, Veranſtaltung zu treffen, daß die philoſophiſche

Facultät in Leipzig, wo Müller ſtudirt hatte, ihn honoris causa zum Doctor promovire. Fechner litt damals ſchon ſchwer an ſeinen Augen und darum hatte er Drobiſch beauftragt, mir zu antworten. Dieſer war ebenfalls ein alter Freund Müller's und ſchrieb mir, daß er und Fechner mir außerordentlich dankbar ſeien, daß ich ihnen Gelegenheit gegeben habe, ihren alten Freund in der vorgeſchlagenen Weiſe ehren zu können und fügte hinzu, daß er als Decan der philoſophiſchen Facultät die nöthigen Einleitungen treffen werde. Inzwiſchen ſchrieb ich für Müller eine Gratulationsſchrift: „Die geometriſchen und harmoniſchen Verhältniſſe in ihrem Zuſammenhange" und ſchickte ſie nicht nur dieſem, ſondern auch dem Herzoge von Naſſau. Drobiſch ſchickte mir Ende Juni ein Exemplar von Müller's Diplom mit dem Bemerken, daß er daſſelbe an Müller geſchickt habe und daß ich mich als Urheber deſſelben betrachten könne. Schon wenige Tage nach dem Jubiläum erhielt ich von Müller einen Brief, worin er ſich für meine Gratulationsſchrift bedankte und mich gleichzeitig frug, woher ich Kunde von ſeinem Jubiläum erhalten hätte. Ich machte die hier wohl verzeihliche Nothlüge, daß Director Förtſch in Naumburg mir dies mitgetheilt habe, während umgekehrt ich den Director Förtſch erſt auf das Jubiläum aufmerkſam gemacht hatte. Dies mochte ihm glaublich ſein, weil das Lehrer-Collegium in Naumburg ebenfalls eine Gratulation an Müller geſchickt hatte.

Weiter tadelte er in ſeinem Briefe an mich mit etwas verſtelltem Zorn, daß ich dem Herzog von Naſſau von dem Jubiläum Mittheilung gemacht und fügte hinzu, daß dieſer ihm in Folge deſſen eine Gehaltszulage von 500 Gulden verwilligt habe. Natürlich habe ich mir dieſen Tadel nicht gar ſehr zu Herzen genommen. Daß ich auch die Veranlaſſung zu dem Leipziger Ehren-Doctordiplom geweſen war, hat Müller nie erfahren. Drobiſch hatte auf meine ausdrückliche Bitte reinen Mund gehalten.

17. Ein Stubenburſche.

Da ich beim Buchbinder Pauli kein heizbares Zimmer für mich hatte und deshalb im Winter in deſſen Wohnſtube und Werkſtatt arbeiten mußte, ſo drängte ich meinen Vater, mich anderswo einzumiethen. Dieſer hielt's für gut, daß ich mit einem Primaner zuſammenzöge und es machte ſich, daß ich an einem gewiſſen H. einen Stubenburſchen fand. H. war der Typus der damaligen Primaner.

Mit Arbeiten sah' ich ihn fast nie, desto länger aber am Spiegel mit seiner Toilette beschäftigt. Er war ein hübscher junger Mann und deshalb bei der Damenwelt Naumburgs wohlgelitten. Unter dieser wußte er sich auch ganz charmant zu bewegen. Ich war mit ihm in einem Gesang-Vereine, in welchem die Haute-Volée der Damenwelt mitwirkte, und darum kannte ich die Siege H.'s aus eigener Anschauung. Unter seinen vielen Verehrerinnen zeichnete er eine junge Kaufmannstochter aus und wechselte mit ihr Briefe, welche an einer bestimmten Stelle in einem Zaune am sogenannten Speckgarten niedergelegt wurden. Ich selbst mußte H.'s Briefe dort verstecken und die sich vorfindenden abholen. Gekriegt hat H. das Mädchen freilich nicht, weil aus ihm leider nichts wurde.

H. hatte natürlich nichts gelernt; dies hinderte ihn aber nicht, sich zum Abiturienten-Examen zu melden. Die Absolvirung desselben war auch kein großes Kunststück, da diejenigen, die keine Arbeit machen wollten oder konnten, sich diese von Anderen machen ließen. Auch H. hatte seine Stellvertreter und ich mußte mich an einem geheimen Oertchen postiren, um die einzelnen Themata von ihm in Empfang zu nehmen und den betreffenden Mandatarien zu überbringen. Diese schwänzten natürlich die Schule, um zu Hause die Aufsätze anfertigen zu können. Auch ich mußte die Schule versäumen, um die fertigen Arbeiten wieder abholen und an dem bezeichneten Orte niederlegen zu können. Die Verfasser könnte ich alle noch nennen, denn die lateinische Arbeit machte N., die griechische Z., die deutsche G. und die mathematische B. Das Examen wurde natürlich bestanden und H. bezog mit dem Zeugniß der Reife die Universität Halle.

H. hatte manche Nacht durchschwärmt, denn er war ein gewandter Tänzer; sein Körper ließ sich aber diese Extravaganzen nicht auf die Dauer bieten. Ein Halsleiden entwickelte sich schon in seiner Schulzeit und er sollte davon nicht wieder genesen. H. starb in Halle an der Schwindsucht.

Daß dieser Mensch mir als Stubenbursche nichts nützen konnte, lag auf der Hand; geschadet hat er mir aber dadurch, daß er mich funfzehnjährigen Knaben schon in Verhältnisse blicken ließ, die mir damals noch hätten fremd bleiben sollen.

Wie H. es getrieben, so trieben's viele Andere auch und es kann nicht befremden, daß so viele Schüler aus der damaligen Zeit zu Grunde gegangen sind. Ein Gymnasiast ließ als Secundaner sein erstes und als Primaner sein zweites Kind taufen. Dieser Scandal war ein öffentliches Geheimniß.

18. Schwere Heimſuchung.

Wie ich ſchon erwähnte, folgten mir noch drei Geſchwiſter, nämlich eine Schweſter, geboren 1817, ein Bruder, geboren 1820 und wieder eine Schweſter, geboren 1827. Dieſer kleine Nachzügler war, wie das gewöhnlich ſo iſt, der Liebling meines Vaters und wurde natürlich etwas verzogen. Die Schuld trug übrigens mein Vater nicht allein, er vielleicht ſogar am wenigſten, da die älteren Geſchwiſter es vorzugsweiſe waren, welche die kleine Erdmuthe verhätſchelten. Muthchen war deshalb etwas eigenſinnig und empfindlich geworden und konnte kein Ende mit Weinen finden, wenn ſie ja einmal ein tadelndes Wort zu hören bekam. Ich muß dies vorausſchicken, um ein in das Jahr 1832 fallendes Ereigniß, das für die ganze Familie ſo verhängnißvoll wurde, zu erklären. Die kleine fünfjährige Erdmuthe ſpielte nämlich an einem Sonntag-Nachmittag auf der Dorfſtraße und warf mit einem Stein eine Fenſterſcheibe unſerer Wohnſtube ein. Da ich gerade zu Hauſe war, ſo traf ſich's, daß ich mich mit meinem Vater allein in der Stube befand, als der Stein durch's Fenſter flog. Mein Vater blickte durch die Scheiben und pochte mit der Fauſt ans Fenſterkreuz, indem er dem Kinde die wohl ſchwerlich ernſtgemeinten Drohworte zurief: „Na, warte nur, Du ſollſt ſchon was kriegen!" Das Kind kam in höchſter Aufregung laut weinend in die Stube geſtürzt und flüchtete ſich zu mir, fürchtend, der Vater möchte ſeine Drohung wahr machen. Obgleich dieſer gar nicht daran dachte, ſo beruhigte ſich das Kind doch nicht, ja ſeine Aufregung ſteigerte ſich fort und fort. Mein Vater wollte es auf den Schooß nehmen, aber dem widerſtrebte es auf's heftigſte und geberdete ſich dabei ganz toll. Meine Mutter, die nicht im Zimmer war, kam angſtvoll herbei, nahm das Kind auf den Schoß und redete ihm freundlich zu, aber ebenſo vergeblich. Das Weinen wurde ſchließlich krampfhaft und mein auf's höchſte geängſtigter Vater befahl mir, ſchnell ein Pferd zu ſatteln und nach Naumburg zum Arzt zu reiten. Ich that's auf der Stelle und trieb das ſchwerfällige Bauerpferd zur größtmöglichen Eile an. Ich traf auch glücklich den Arzt an, konnte ihn aber nicht vermögen, ſich des Pferdes zu bedienen, wie mein Vater angeordnet hatte. Indeß verſchrieb er ein Pulver — ich hatte ihm natürlich den Hergang mit meiner Schweſter erzählt — und verſprach bald nachzukommen. Ich holte das Pulver in der Apotheke und ſprengte mit verhängtem Zügel nach Hauſe. Das Kind fand ich in ſeinem Bettchen, zwar nicht mehr

ſchreiend, aber heiſer ſtöhnend und fiebernd. Das Pulver wurde ihm mit vieler Mühe durch Zuhalten der Naſe eingeflößt, doch zeigte ſich davon keine Wirkung. Endlich kam der Arzt und verſchrieb eine zweite Medizin, die ich wieder zu Pferde holte. Darüber ging wieder über eine Stunde hin und als ich endlich zu Hauſe ankam, fand ich das Kind in dem allerkläglichſten Zuſtande. Es war nämlich ganz wunderbar verfallen, hatte die Augen geſchloſſen und zeigte ſich ganz theilnahmlos; dabei fieberte es fort und fort. Auch die zweite Medizin hatte keine Wirkung und früh halb 3 Uhr ſtarb das Kind in den Armen meines Vaters. Der Tod dieſes ſeines Lieblings, den ſelbſt verſchuldet zu haben bei ihm zur fixen Idee wurde, brach die Kraft und den Lebensmuth meines armen Vaters und legte den Keim zu ſeinem eigenen Tode. Er wurde von Stund an ſtill und in ſich gekehrt und eine tiefe Schwermuth lagerte ſich über ſeine Seele. Seine Kräfte verfielen zuſehends, der Körper ſank in ſich zuſammen und der urkräftige, wind- und wetterfeſte Mann ſchlich wie ein Schatten dahin. Alle Troſtgründe glitten von ihm ab und er erwiederte ſie mit einem Kopfſchütteln, das ein bitteres Lächeln begleitete. Der Winter von 1832—33 wurde dadurch ein ſehr trüber. Mein Vater hatte ſonſt die Winterszeit benutzt, um ſich Schirrholz, Wagenleitern und Pferderaufen, Stemm- und Sperrleiſten, Wagenrungen und Ortſcheite, Karſt- und Axt-Helme und was dergleichen war, herzurichten, denn er war Stellmacher, Böttcher und Sattler in einer Perſon; in dieſem Winter aber hatte er zu dieſen Arbeiten keinen Muth, aber auch keine Kraft. Wir hofften Beſſerung vom kommenden Frühjahr. Der Frühling kam, aber Hülfe brachte er meinem armen Vater nicht. Am 9. Mai 1833 ſchloß er die Augen für immer.

19. Meine trübe Zeit beginnt.

Beim Tode meines Vaters waren meine drei älteſten Geſchwiſter ſchon verheirathet und verhältnißmäßig reichlich ausgeſtattet worden. Mein Vater mochte hoffen, ſeinen übrigen Kindern noch ein Gleiches zu erwerben, denn die Thatkraft beſaß er dazu. Leider machte aber ſein Tod dieſe Hoffnung zu Nichte. Bei der Vermögensauseinanderſetzung entfielen auf jedes der übrigen Kinder 200 Thaler und wurde ſelbſt dieſe Summe nur dadurch ermöglicht, daß meine Mutter von ihrem Eingebrachten einen Theil zuſchoß. Dieſe führte die Wirthſchaft weiter, kam aber immer mehr zurück, namentlich durch

die schließlich unerträgliche Last, welche ihr die Verpflichtung, die großväterlichen Aecker zu bewirthschaften, auferlegte. Der für uns Unmündige bestellte Vormund suchte mich von der Weiterverfolgung meiner Gymnasial-Laufbahn abzubringen, indem er mir vorhielt, daß ich von jetzt ab lediglich auf mein Erbtheil angewiesen sei. Ich blieb jedoch fest und hatte den Muth, mich auf eigene Füße zu stellen. Zwar unterstützte mich meine gute Mutter noch mit Lebensmitteln, aber Geld konnte sie mir nicht geben und darum mußte ich sehen, wie ich mich durchschlug. Ich war Michaelis 1833 nach Prima gekommen und erhielt durch Vermittelung des Mathematikus Müller mathematischen Privatunterricht, den ich jüngeren Schülern ertheilte. Außerdem ertheilte ich einer Anzahl 12—13jähriger Mädchen*) Unterricht im Briefstil und Rechnen, auch verdiente ich als Chorschüler mein Schulgeld und jährlich noch etwa 25 Thaler, hatte auch einige Revenüen aus Sterbeliedersingen und Leichentragen. Es war nämlich damals Sitte, daß die vornehmeren Familien ihre Todten durch die Chorschüler zu Grabe tragen ließen. Durch Alles dies brachte ich aber doch mein Einkommen höchstens auf 50—60 Thaler. Zum Glück fand ich gute Menschen, welche mir einen freien Mittagstisch gewährten und habe ich hier dankbar zu nennen den Kaufmann Reichardt, die Kaufmannswittwe Seiffert und den Magister Fritzsche. An drei Wochentagen hatte ich einen Schulfreitisch.

Mein Streben ging natürlich dahin, mein väterliches Erbe mir für die Universität aufzusparen und es gelang mir die Ausführung dieses Vorsatzes auch insoweit, daß ich nur 10 Thaler davon auf der Schule verbrauchte.

20. Der Rector Wernsdorf.

Ich nahm schon Gelegenheit zu bemerken, daß Wernsdorf (von den Schülern beim Vornamen „Gregor" genannt) altersschwach und fast blind geworden war, zwei Uebelstände, die sich die Domschüler, wie sie dermalen waren, in der unbeschränktesten Weise zu Nutze machten. Der Unfug, der in den Stunden des Rectors getrieben wurde, überstieg deshalb alle Grenzen. Es gab erfinderische Köpfe unter den Primanern, die für jeden Tag einen neuen Blödsinn in petto hatten und man ging in die Schule, lediglich um sich auf

*) Aus diesen sah ich mir schon damals diejenige heraus, die mir später für immer angehören sollte.

Kosten des alten Herrn zu amüsiren. Ein Bubenstreich, der wiederholt ausgeführt wurde, war der, daß man einen Bindfaden um das Katheder legte und mit diesem, während der Rector seine Brille abwischte, dessen Bücher herabzog. Suchte nun der alte Mann darnach, so wurde ihm eingeredet, er habe gar keine Bücher mitgebracht. Natürlich wurde nun ein Schüler fortgeschickt, um sie zu holen. Der zu diesem simulirten Botendienste allzeit fertige R. ging natürlich nicht in die Rectorwohnung, sondern zum Bäcker Sänger oder zum Bierwirth Zeitzschel, um gemüthlich zu frühstücken. Scheinbar abgehetzt kam er dann schnaufend zurück und erzählte dann zum Gaudium der Andern eine Fabel, die sein langes Ausbleiben erklären sollte.

Zu den erfinderischen Köpfen im Unsinnmachen gehörte namentlich der Primaner W. Er fing einmal während der Stunde plötzlich an, sein klapperndes Brillenfutteral auf dem Tische unaufhörlich umzuwenden und dadurch ein unausstehlich schrilles Schwirren hervorzubringen. Dem Rector, der nach der Ursache des Geräusches frug, wurde glauben gemacht, es rühre von einer Maus her.

Eines Tages hatten mehrere Primaner beim Balgen ein Fenster eingestoßen. Dies gab erwünschten Anlaß zu einem tollen Streiche. Es wurden nämlich die Glasscherben zusammengelesen und mit einem schweren Steine auf einen Pappdeckel und dieser selbst aufs Fensterbrett gelegt. An die Pappe wurde ein Bindfaden befestigt, welchen ein Primaner in der Hand hielt. Während nun der Rector im besten Docciren war, zog jener Schelm mit einem raschen Zuck den Pappdeckel herunter, so daß Stein und Scherben klirrend ins Zimmer fielen. Gleichzeitig schrie die ganze Klasse: „Herr Professor, es hat Jemand ein Fenster eingeworfen!“ Im Nu stob Alles fort, um den Attentäter draußen zu erwischen. Scheinbar außer Athem kamen die Schüler zurück und klagten mit verstellter Betrübniß dem Rector, daß der Bube entwischt sei und nicht habe eingeholt werden können. Daß ein Einwerfen der Fenster nach Lage des Schulhauses (die Fenster umschloß nämlich der Garten einer Domherren-Curie) ganz unmöglich war, daran dachte der schwache Rector natürlich nicht.

Es kann nicht meine Absicht sein, alle die tollen Streiche registriren zu wollen, die in Wernsdorf's Stunden ausgeführt wurden, drum beschränke ich mich darauf, nur noch eines solchen Erwähnung zu thun, bei dem ich selbst, wenn auch als willenloses Werkzeug, eine Rolle spielte. Der Rector hatte mich nämlich unter

vier Augen gebeten, ihn an denjenigen Nachmittagen, an welchen er Schule hatte, vor 2 Uhr zu wecken. Ob er sich auf seine Familie oder sein Dienstmädchen nicht verlassen zu können glaubte, weiß ich nicht, genug er trug mir das Weckeramt auf. Meinen Mitschülern hatte ich lange zu verbergen gewußt, daß ich dem alten Herrn diesen kleinen Dienst leistete; endlich waren sie aber doch dahinter gekommen. So geschah's denn, daß eines Tages eine Karavane von Primanern mir auf dem Schulwege auflauerte, mich unter die Arme faßte und so nach der Schule eskortirte. Die Folge war, daß der Rector die erste Nachmittagsstunde verschlief und erst kurz vor 3 Uhr ankam. Nun wurde folgender tolle Streich ausgeführt. Als das Kommen des Rectors durch einen ausgestellten Posten signalisirt wurde, schlichen sich sämmtliche Primaner aus der Klasse heraus und versteckten sich an der Treppe des hinteren Einganges, während der Rector durch den vorderen kam. Kaum war dieser in die leere Klasse getreten, so kamen die Schüler, Einer nach dem Anderen, an, als ob sie eben erst in die Schule kämen. Der gute Rector wurde dadurch in den Glauben versetzt, er sei zu früh gekommen und darum blieb er vor der Hand arglos. Kaum hatte er aber den Unterricht begonnen, so verkündete die große Glocke des Doms die dritte Nachmittagsstunde. Bei Wernsdorf war's nicht Sitte, daß die Schüler warteten, bis er die Stunde schloß, vielmehr brach Alles mit Geräusch auf, sobald die Glocke schlug. So geschah es denn auch diesmal und nun wurde auch der Rector stutzig Er frug, warum wir schon aufbrächen (das Schlagen der Glocke mochte er überhört haben), und nun wurde ihm folgendes Märchen aufgebunden. Der allzeit schlagfertige R. sagte nämlich: „Wissen Sie denn nicht, Herr Professor, daß die Astronomen berechnet haben, daß die jetzige Zeitbestimmung um eine Stunde falsch ist? Von Berlin ist deshalb der Befehl gekommen, daß heute um 2 Uhr alle Uhren „drei" schlagen sollen." — Der plumpe Witz war natürlich schon vorher ausgedacht worden und der alte Mann ließ sich durch diese Unverschämtheit richtig irre führen.

Wer bei Wernsdorf keine schriftliche Arbeit machen wollte, brauchte nur ein beliebiges altes Heft abzugeben, in welchem irgend eine bereits corrigirte Arbeit sich befand. Sah der Rector die von seiner Hand geschriebene Censur, so war er in dem Wahne, die neueste Arbeit schon corrigirt vor sich zu haben und er legte sie bei Seite. Da ich ihn öfters beim Corrigiren antraf, so weiß ich das aus eigener Anschauung.

Leicht könnte ich mich durch die vorhergehenden Mittheilungen

in den Verdacht bringen, daß ich mich bei dem geschilderten Unfuge als unbetheiligten Zuschauer hinstellen wollte und darum will ich mir das Geständniß nicht ersparen, daß ich das ehrlicher Weise nicht kann. Aktiv habe ich mich zwar bei den tollen Streichen nicht betheiligt, da mir das Raffinement der Erfindung und die Anstelligkeit bei der Ausführung abging; der wirklichen Bethätigung eines warmen Mitgefühls für den so entsetzlich gehudelten alten Mann kann ich mich aber nicht rühmen, vielmehr habe auch ich mit den Hunden geheult und oft genug über den in Scene gesetzten Blödsinn aus Herzensgrunde gelacht. Man lebt sich in solches Treiben nach und nach so ein, daß man schließlich selbst gemeine Streiche für harmlose Scherze ansieht.

21. Faule Fische.

Daß den Primanern die größten Tollheiten so ungestraft hingingen, machte sie natürlich immer dreister; endlich sollte aber die Nemesis Einen doch erreichen. An einem Sonnabend-Vormittag warf der Primaner P. die Aeußerung hin, daß er uns am Montage einen freien Tag verschaffen wolle. Ueber das wie? ließ er sich jedoch nicht aus. Der Montag kam und ich ging wie gewöhnlich nach der Schule. An der Thür der Prima angekommen sah ich einen Trupp Primaner vor derselben stehen und frug sie, warum sie nicht in die Klasse gingen. „Geh' nur hinein", war die Antwort, „da wirst du's ja erfahren!" Ich öffnete das Klassenzimmer, ging auch ein Paar Schritte vorwärts, prallte aber alsbald wieder zurück, weil mir ein ganz penetranter Gestank fast den Athem versetzte. Endlich kam der Rektor und dem ergings wie mir. Es wurde der Castellan gerufen, damit er den Grund der verpesteten Atmosphäre erforschen sollte. Mit Todesverachtung stürzte sich dieser hinein, um zunächst die Fenster zu öffnen. Als der dadurch entstandene Luftzug das Eintreten ermöglichte, gings nun an ein Suchen und es wurden Tische, Bänke und Katheder abgerückt, aber nichts gefunden. Endlich fiel Jemand auf den Gedanken, den auf einem Sockel über dem Katheder stehenden hohlen Lutherkopf herabzunehmen und o Schrecken! es fielen aus diesem eine Menge in Fäulniß übergegangener Fische heraus.

Der Thäter blieb nicht verborgen und sollte derselbe vor versammeltem Cötus relegirt werden. P. wartete aber die Scene nicht ab, sondern empfahl sich der Versammlung, als der Domprediger und Schulinspector Heitzer sich eben anschickte, ihm eine Standrede zu halten.

Uns Schülern dünkte diese Strafe über alle Maßen hart, zumal da viel tollere Streiche ungerügt hingegangen waren. Im Uebrigen gehörte P. zu den begabtesten Schülern und hat derselbe nach manchen Irrfahrten sein Ziel doch noch erreicht, denn er bekleidet gegenwärtig eine höhere juristische Stellung. Ich werde auf ihn später noch einmal zurückkommen.

22. Ein neuer Rektor.

Wernsdorfs Tod, der nach kurzer Krankheit ziemlich plötzlich eintrat, machte die Wahl eines neuen Rektors nöthig. Gerüchtweise verlautete, daß diese auf einen noch sehr jungen Mann aus Halle gefallen sei. „Der wird sich noch ziehen lassen", so hoffte man, aber es kam anders. Vor der Hand galts, ihm eine gute Meinung von seinen künftigen Schülern beizubringen und darum zogen sie — es war ein schöner Maitag des Jahres 1834 — männiglich aus, wir Primaner an der Spitze, um ihn am Fähr- und Schankhause zur Henne beim Betreten des Naumburger Weichbildes zu begrüßen. Der Dr. Förtsch, das war der designirte Rektor, ließ lange auf sich warten, drum verkürzten wir uns die Zeit mit Rauchen und Biertrinken. Um einer Ueberraschung vorzubeugen, wurden Vorposten ausgestellt, die, eine Telegraphenkette bildend, das Herannahen des Reisewagens melden sollten. Endlich hieß es: er kommt! Wir setzten uns alle in Positur und harrten erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten. Förtsch, der in Begleitung einer Schwester kam, stieg aus, wurde in ein Empfangszimmer geleitet und von einem Primaner in einer Ansprache begrüßt. Wir anderen musterten inzwischen den jungen Mann vom Kopf bis zur Zehe. Von Statur unter Mittelgröße hatte er an und für sich nichts Imponirendes; als er aber den Gruß erwiederte, merkten wir seiner gemessenen Sprechweise an, daß er trotz seiner Jugend seine Mission ernst nahm und sich in Respect zu setzen wissen werde. Während er sprach, ruhten seine Blicke dann und wann auf den schlecht verborgenen Tabakspfeifen der Primaner und eine Trübung in seinen Augen ließ erkennen, daß ihm diese Wahrnehmung keine angenehme Ueberraschung war. Der Worte, die Förtsch an uns richtete, entsinne ich mich zwar nicht mehr, aber es ist mir noch recht gut erinnerlich, daß sie Leutseligkeit ausdrückten, doch aber auch einen Beigeschmack von Sarkasmus hatten. Dieser stand ihm nämlich, wie wir später zu erfahren Gelegenheit hatten, in reichem Maße zu Gebote und bildete gewissermaßen seine

Hauptwaffe den Schülern gegenüber. Wer von der ätzenden Lauge desſelben übergoſſen wurde, der war eigentlich ſchon halb vernichtet.

Förtſch ſtieg bald wieder in ſeinen Wagen, fuhr davon und wir ſtarrten ihm etwas verplüfft nach. Vielleicht iſt Dem und Jenem ſchon damals klar geworden, daß Förtſch ein ziemlich ungelehriger Zögling ſein werde. Immerhin war aber auf eine ſolche Begrüßungsſcene nicht viel zu geben und der Verkehr im Klaſſenzimmer konnte erſt entſcheiden. Wir getröſteten uns inzwiſchen mit dem Gemeinplatze, daß der Brei niemals ſo heiß gegeſſen wird, als er aus dem Ofen kommt.

Die erſte Schulſtunde kam und Förtſch ſchritt bei lautloſer Stille zum Katheder und begann den Unterricht. Daß er über unſer Wiſſen oder vielmehr Nichtswiſſen vollſtändig orientirt war, wurden wir bald inne. Förtſch war klug genug, ſein nächſtes Abſehen darauf zu richten, uns dieſe Erkenntniß ebenfalls zu verſchaffen. Um die Fühlung an einen feſten Wiſſensgrund zu erlangen, mußte er immer tiefer und tiefer herabſteigen. Als er ihn endlich gefunden, knüpfte er an und baute weiter. In Prima, das verſteht ſich, muß Latein geſprochen werden und Wernsdorf hatte dies ebenfalls gethan. Wer hatte da aber hingehört? Zudem ſprach Wernsdorf mit rapider Schnelligkeit und in ſo hochgeſchraubtem Latein, daß nur Wenige ihm zu folgen die Fähigkeit hatten: und ich für meinen Theil gehörte zu dieſen Wenigen nicht. Wie war das ſo ganz anders bei Förtſch! Dieſer ſprach ein ſo leichtes und faßliches Lateinchen, daß auch der Schwächſte folgen konnte und folgen mußte. Und dies war ein zweiter Beweis, daß er ſeine Aufgabe richtig auffaßte und den richtigen Weg zu ihrer Löſung kannte. Erſt mußten wir das beſchämende Gefühl unſerer Unwiſſenheit in vollen Zügen hinunterwürgen und dann ſollte uns auch nicht aller Muth und jegliches Vertrauen auf die eigene Kraft genommen werden. Die Schüler freuten ſich des Wachsthums an Kenntniſſen und wußten, wem ſie dieſelben verdankten. Von ſelbſt verſchwand, wie vom Winde verweht, das alte tolle Treiben und es herrſchte die muſterhafteſte Disciplin. So bekam denn gar bald die Prima ein anderes, freundlicheres Colorit und es galt nun, auch nach unten hin ein Gleiches zu erzielen. Da fehlte es ihm denn freilich an der nöthigen Unterſtützung Seitens ſeiner Collegen und er mußte darauf denken, tüchtige Lehrkräfte heranzuziehen. In den Johanni eintretenden neuen Subrector Dr. Liebaldt wurde denn auch eine ſolche Kraft gewonnen und ſo durch die Trias Förtſch-

Müller-Liebaldt gar bald eine Reformation des ganzen Schulorganismus ins Werk gesetzt.

Wie groß die Anhänglichkeit der alten Schüler an Förtsch geblieben ist, das zeigte sich so recht deutlich am 5. Mai 1859, dem Tage seines 25jährigen Rektorats-Jubiläums, wo noch eine ziemliche Anzahl seiner ersten Naumburger Schüler so glücklich war, dem fast noch jugendlich zu nennenden Jubilar die Hand zu drücken. Förtsch verwaltet ja noch heute das vor 40 Jahren angetretene Amt mit ungeschwächter Kraft.

Nicht so lange sollte sich die Domschule der Wirksamkeit des Dr. Liebaldt erfreuen. Sein rasch erworbener Ruf als Lehrer und Gelehrter entführte ihn gar bald der Naumburger Anstalt. Er folgte zunächst einem Rufe als Gymnasial-Direktor nach Hamm und wirkt gegenwärtig in gleicher Stellung in Sorau.

Meinen beiden lieben Lehrern herzlichen Gruß aus der Ferne.

23. Schüler-Talente.

Ich habe den größten Theil meines nachmaligen Lehrerlebens an Realschulen verbracht und die nicht eben erfreuliche Erfahrung gemacht, daß dort hervorragende Schüler-Talente nur dünn gesäet waren. Anders war es an der Domschule in Naumburg, denn werfe ich nur einen Blick auf die Prima, wie sie Förtsch übernahm, so tritt mir eine ziemlich bedeutende Zahl wahrhaft reich begabter Schüler in die Erinnerung. Als solche habe ich zunächst zu nennen Roderich Lange (jetzt Prediger in Höhnstedt) und August Heyer (jetzt Professor am Gymnasium zu Königsberg i/N.). Mit diesen Beiden wohnte ich längere Zeit zusammen und empfing von ihnen gar manche, mich ebenfalls fördernde Anregung. Außer diesen zeichneten sich durch hervorragendes Talent aus: Gustav Brückner (jetzt Prediger in der Altmark). Dieser war der bedeutendste Hebräer auf der Schule und hat sich durch die Herausgabe verschiedener Schriften über hebräische Sprache einen Namen gemacht. Ferner Emil Glasewald (jetzt Kreisgerichtsrath in Naumburg); Georg Hoffmann (jetzt Lehrer der neueren Sprachen in Weißenfels), Karl Löbnitz (jetzt Rechtsanwalt in Nordhausen), Friedrich Müller (jetzt Oberlehrer am Gymnasium in Zeitz), Moritz Plesch (jetzt Rechtsanwalt in Schneidemühl) und Wilhelm Schubert (jetzt Director der städtischen Schulen in Ober-Schützen in Ungarn). Allen diesen meinen warmen Freundschaftsgruß aus der Ferne.

Mit den Genannten iſt aber die Zahl meiner begabten Mitſchüler noch lange nicht geſchloſſen, denn ich habe nur diejenigen erwähnt, mit welchen ich in näheren freundſchaftlichen Beziehungen ſtand und die mir deshalb in der Erinnerung auch vorzugsweiſe haften. Mit ſolchen Schülern aber iſt ſchon etwas anzufangen und darum läßt ſich's begreifen, daß es Förtſch ſo raſch gelang, ſeine Prima in eine normale Verfaſſung zu bringen.

24. Mein Abgang von der Schule.

Es kann nicht geleugnet werden, daß die dienſtlichen Verrichtungen des Singechors das eigentliche Schulleben der Choriſten beeinträchtigten und namentlich vielfache Schulverſäumniſſe im Gefolge hatten. So gingen wir am Freitag Vormittag faſt nie in die Schule, weil im Dom Wochenkirche war. Wie oft iſt da blos vor zwei Hospitalitinnen geſungen und gepredigt worden! Kam gar Niemand, ſo fiel die Kirche aus und wir gingen dann um 9 Uhr noch nach der Schule. Ein paar Mal in der Woche kam's auch vor, daß wir die letzte Nachmittagsſtunde verſäumten, weil wir Sterbelieder zu ſingen hatten. Nach Neujahr kamen wir mehrere Wochen gar nicht in die Schule, weil wir durch alle Häuſer der Stadt einen Neujahr-Singe-Umgang hielten. Nun aber wurde auch die Zeit, in welcher Schularbeiten hätten gemacht werden ſollen, vielfach durch Singe-Angelegenheiten abſorbirt. Zunächſt fielen die Chorſingeſtunden in dieſe Zeit, außerdem die Proben und Muſikaufführungen; dann wurde das Singechor noch in Anſpruch genommen bei Brautmeſſen, Kindtaufen und Begräbniſſen. Trotz dieſer Störungen des eigentlichen Schullebens kann man aber doch nicht ſagen, daß die Chorſchüler den übrigen Schülern im Allgemeinen nachgeſtanden hätten. In Bezug auf geſellſchaftliche Routine hatten ſie aber entſchieden etwas voraus und Gewandtheit in den Umgangsformen hilft auch mit durch's Leben, ja ſogar auch durch ein Schulexamen. Was mich betraf, ſo ging's mit der Erwerbung der geſellſchaftlichen Umgangs-Gewandtheit nicht ſo gar raſch, denn im Allgemeinen reicht die Gymnaſialzeit nicht aus, um einen ächten Dorfjungen gründlich und vollſtändig abzuſchleifen. Auf dieſen Bundesgenoſſen durfte ich alſo beim Abiturienten-Examen nicht zählen, zumal da mir diejenige Eigenſchaft gänzlich abging, welche man als „die edle Dreiſtigkeit" bezeichnet. Ich erwog das und ging Michael 1835 noch nicht mit in's Feuer, obgleich ich die vorſchriftsmäßigen zwei Primaner-Jahre hinter mir

hatte. Aber auch eine andere Erwägung war mit maßgebend und zwar eine praktiſche. Ich gehörte nämlich zu den ſechs Choraliſten, d. h. denjenigen Chorſchülern, welche in der ſogenannten katholiſchen Kirche die Horen zu ſingen hatten, wenn die Domherren ihre ſogenannten Kapitels-Tage abhielten. Dieſe Stellen waren ziemlich einträglich, denn jeder Choraliſt bekam alle 14 Tage 13 Brote, welche für 3 Sgr. à Stück leicht Abſatz fanden, außerdem betrugen die Geldrevenüen noch c. 30 Thaler. Nun hielten auch die Choraliſten neben dem Singechore noch einen beſonderen Neujahrs-Umgang ab und zwar bei den Domherren, ſowie allen Beamten, die mit dem Domkapitel in irgend einer Beziehung ſtanden und brachte dieſer ebenfalls p. p. 30 Thaler ein. Da kam mir denn im letzten Schulhalbjahre ein alter Uſus treffiich zu Statten, durch den der bei Weitem größte Theil jener Einnahme in meine Taſche fließen mußte. Es war nämlich hergebracht, daß derjenige Choraliſt, der zum erſten Male mit gratuliren ging, nur mit einem Thaler an der Einnahme participirte, während die älteren den Reſt theilten. Zu Michael 1835 gingen nun ſämmtliche älteren Choraliſten ab und ich war Neujahr 1836 der Einzige von den älteren, gab alſo nach dem erwähnten Uſus nur 5 Thaler ab und ſtrich für mich ſelbſt ein Sümmchen von c. 25 Thalern ein. Dieſer Fall war von mir mit vorausgeſehen und auch aus dieſem Gruude meldete ich mich erſt Oſtern 1836 zur Abiturienten-Prüfung. Es ging beſſer als ich dachte und ich hatte vor meinem Mit-Abiturienten noch das voraus, daß ich ein apartes Examen in der Mathematik machte. Längſt ſchon war ich nämlich zu der Erkenntniß gekommen, und der Mathematikus Müller hatte mich darin beſtärkt, daß ich unter allen wiſſenſchaftlichen Fächern für Mathematik und Naturwiſſenſchaften noch am meiſten Beruf hatte. Um dieſe Fächer zu ſtudiren, ging ich nach Halle.

Dritter Abschnitt.

Auf der Universität.

25. Ein jäher Sprung.

Der Sprung vom Gymnasium zur Universität ist ein ungeheurer und kaum dürfte selbst bei dem wechselvollsten Leben ein gleich jäher wieder vorkommen. Natürlich ist er von einer Schule weiter, als von der anderen und von derjenigen am weitesten, bei welcher das durch Inspectoren, Senioren und Subsenioren organisirte Ueberwachungssystem jegliche freie Selbstbestimmung der Schüler unmöglich gemacht hat. Die Auffindung des Ausgleichs dieser unvermittelten Zustände ist ein noch ungelöstes Problem.

Wenn der Schulrector seinem bisherigen Schüler das Maturitätszeugniß einhändigt, so löst er gleichzeitig die Schnalle des Halsbandes, an welchem die Kette saß, die diesen an die strenge Schulordnung fesselte; und ungezügelt schweift der Mulus fort in die nie gekannte Freiheit. Während der letzten mahnenden Worte seines bisherigen Oberherrn bezähmt er nur mit Mühe seine Ungeduld, denn es brennt ihm der Boden des Klassenzimmers unter den Füßen und die Schulluft beengt ihm die Brust. Endlich kann er gehen, doch er geht nicht, sondern stürmt fort, aber nicht hinaus in die freie Gottesnatur, sondern hinein ins dumpfe, qualmige Zimmer, wo schon die Comilitonen seiner harren, hinein zum solennen Abiturientenknipp und erst jetzt ist ihm (um studentisch zu reden) „kannibalisch wohl wie hunderttausend Säuen.“ Die Kette ist gefallen, er ist frei, ganz frei; der strenge Rector existirt für ihn nicht mehr und sähe dieser ihn auch am andern Morgen viehisch betrunken dahin taumeln, was dürfte er ihm sagen? Der Rest seiner Autorität wäre nur — Schweigen!

Wie war's nun in Naumburg? Ich will und kann natürlich nur reden von der Zeit, wo ich die Schule verließ, von der Zeit, wo die Trias Förtsch — Müller — Liebaldt eine neue Aera der Domschule inaugurirten. Da hing uns Primanern keine Kette am Halse, sondern nur ein Faden, ein spinnwebfeiner Faden, den Jeder ohne Mühe zerreißen konnte und doch selten Einer zerriß. Wir wohnten, wo und wie wir wollten, und diese Wohnung war unverletzlich. Keine Inspectoren, keine Senioren übten eine Ueberwachung aus, und doch hatten wir strenge Pflichten. Wir waren moralisch verantwortlich für unsere jüngeren Mitschüler. Das gab uns Selbstgefühl und Ansehen zugleich. Der Schüler der unteren Klassen zog respectvoll seine Mütze vor uns Primanern, denn wir waren seine Lehrer. Zugleich aber hatte er ein scharfes Auge für unsere Schwächen, darum galt's, Blößen zu vermeiden und Autorität zu wahren. Das war der Faden, der uns fesselte. Er nöthigte uns mit sanftem Zwange, unsere Freiheit weise zu gebrauchen.

So war denn auch für uns der Sprung zur Universität kein jäher und darum ist auch von allen denen, die mit mir in Prima gesessen, nur ein Einziger zu Grunde gegangen.

Ich will keine Vergleiche anstellen, obgleich ich's könnte, drum will ich nur sagen, daß es mit der Schüler-Einpferchung gerade so ist, wie mit der Fortification. Hat heute Einer ein dreifach stärkeres Befestigungssystem ausgesonnen, so steht morgen ein Krupp auf und stellt Kanonen davor, welche dreifache Mauern durchdringen. Das ist die Lehre von der Schraube ohne Ende. Gerade so ist's aber auch in der Schule. Sinne du da auch die stärksten Trutz- und Schutzmittel gegen Uebergriffe aus, das Schüler-Raffinement wird stets stärker sein, denn je enger der Stiefel, je größer das Hühnerauge. Die Beobachtung habe ich wenigstens gemacht, daß diejenigen, welche sich kopfüber in rohe Sinnenlust stürzten, meist aus der Reihe derer waren, denen die Kette bis zur letzten Schulstunde am Halse gehangen hatte. — Wenn Dein Sohn nie einen Sechser bekam und also niemals lernen konnte, diesen tagelang in der Tasche zu tragen, ohne ihn zu vernaschen, so versichere ich Dich, daß, wenn er dereinst zu Gelde kommt, er's unnütz vergeuden wird. Ebenso wird er's aber auch mit der Freiheit machen, wenn Du ihm davon auch das geringste Maß versagtest. Sie wird für ihn sein, was ein scharfes Messer in der Hand eines Kindes ist.

26. Anknüpfungspunkte.

Die Naumburger Domſchüler gingen zumeiſt nach Halle und darum fand ich daſelbſt eine ziemliche Anzahl alter Schulfreunde. Merkwürdiger Weiſe hält aber die Schulfreundſchaft auf der Univerſität nicht lange vor und namentlich dann nicht, wenn die alten Schulgenoſſen verſchiedenen Studien obliegen und ſich deshalb nicht in denſelben Vorleſungen begegnen. In dieſer Beziehung war ich nun ganz beſonders übel daran, da nur ein Einziger meiner früheren Mitſchüler ebenfalls Mathematik ſtudirte, nämlich mein alter Freund und Stubengenoſſe auf der Schule, Heyer. An dieſen ſchloß ich mich aber auch um ſo enger an. — Als alter Sänger wurde ich natürlich auch Mitglied der academiſchen Liedertafel und führte dieſe mir ebenfalls manchen lieben Freund zu. In noch engeren Verkehr trat ich mit einer kleinen Zahl von Sängern, mit denen ich einen beſonderen Geſangverein bildete und von denen Meißner, Ahlert, Sommer, Reißbach noch heute meine lieben Freunde ſind. Dieſer kleinere Geſangverein hatte damals eine beſondere Bedeutung, da derſelbe bei allen öffentlichen Geſangs-Aufführungen am thätigſten mitwirkte, namentlich auch bei den Concerten und Soireen der Berggeſellſchaft und des Muſeums.

Mein Geſangsleben brachte mich auch mit dem Univerſitäts-Muſikdirector Dr. Naue in nähere Beziehung und wurde ich gewiſſermaßen deſſen Factotum. In dieſer meiner Eigenſchaft wurde ich auch mit einem Vorfalle bekannt, den ich bei Lebzeiten des Dr. Naue als ſtrenges Geheimniß bewahrt habe. Gegenwärtig hindert mich nichts mehr, davon Mittheilung zu machen. Naue hatte nämlich den Waſſerträger eingeübt, um ihn im Stadtſchießgraben zur Aufführung zu bringen. Als die Einübung der Geſänge nach dem Klavierauszuge beendigt war, ſollte nun eine Probe mit dem Orcheſter ſtattfinden; dazu fehlten aber die Orcheſterſtimmen. Da der Waſſerträger nicht lange zuvor im Stadttheater aufgeführt worden war, ſo rechnete Naue darauf, daß der Theater-Director Bethmann ihm dieſe Stimmen borgen würde. Zu ſeinem nicht geringen Schreck mußte er aber erfahren, daß Bethmann dieſe Stimmen ebenfalls nicht beſaß, ſondern ſich ſeiner Zeit vom Kapellmeiſter Schneider in Deſſau geliehen hatte. Es war Sonntag und am Donnerstag ſollte die Aufführung ſtattfinden; am Mittwoch ſpäteſtens mußte alſo die erſte Probe und am Donnerstag früh die Generalprobe abgehalten werden; was alſo machen? Naue nahm Extrapoſt

(der Koſtenpunkt war ihm ſtets Nebenſache) und fuhr nach Deſſau, von wo er am Montag früh wieder zurückkommen wollte. Ich eile gegen 10 Uhr zu ihm und finde ihn beim Notenſchreiben und anſcheinend ſehr preſſirt. Ich frage, ob er die Orcheſterſtimmen habe, und er antwortet nur mit einem Seufzer. Als ich weiter in ihn dringe, erzählt er mir Folgendes: Er kommt Sonntag Abend gegen 9 Uhr in Deſſau an und trifft Schneider beim Abendeſſen. Dieſer ladet natürlich ſeinen alten Freund zum Miteſſen ein und um deſſen ziemlich erfrorne Lebensgeiſter wieder zu erwärmen, läßt er eine Flaſche Sekt kommen. Naue iſt durſtig und thut einen kräftigen Zug. Schneider ſchenkt wieder ein und Naue thut wacker Beſcheid. So folgt denn Glas auf Glas und Flaſche auf Flaſche, und Naue iſt ſchließlich, wie man zu ſagen pflegt, gründlich hergeſtellt. Mittlerweile kommt die Zeit heran, für welche die Poſt wieder beſtellt war, und ſo wird denn Naue in den Wagen gepackt und von dannen geführt. In ſeinen Reiſepelz eingewickelt verſchläft er die Nacht und den Rauſch und kommt ſo Montag früh in Halle an. Er reibt ſich die Augen, denkt an die Orcheſterſtimmen zum Waſſerträger und wird ſich mit Grauſen bewußt, daß er ſie nicht hat, ja daß er gar nicht dazu gekommen iſt, ſeinem Freunde Schneider etwas davon zu ſagen. So blieb ihm denn nichts übrig, als die Stimmen aus der Partitur auszuſchreiben. Als ich ſein Mißgeſchick erfahren, ſchiebe ich ihn weg vom Tiſch und heiße ihm, ſich ſchlafen zu legen. Er ließ ſich's nicht zweimal ſagen, denn er war zum Sterben müde. So ſetze ich mich denn an den Tiſch und ſchreibe bis 2 Uhr, wo Naue wiederkommt. Am Abend bin ich wieder da und ſchreibe bis Mitternacht, dann löſt er mich wieder ab. So geht's denn auch den Dienstag und die Nacht zum Mittwoch hindurch. Am Mittwoch Mittag waren wir fertig und die Probe konnte um 3 Uhr ſtattfinden. Es ging leidlich und am Donnerstag Morgen noch beſſer, ſo daß wir getroſt den Abend erwarten konnten. Endlich iſt die Zeit da, das Publikum iſt ſchon ungeduldig, Naue ſitzt wie auf Kohlen, ein Fräulein W. fehlt noch. Endlich kommt ein Bote und meldet, Fräulein W. wäre krank geworden und könne nicht kommen. Naue hatte ſonſt ziemlich ſtarke Nerven, aber dieſer harte Schlag ſchmetterte ihn doch nieder. Seine Kraft war gebrochen und ein Schlaganfall hätte Niemanden befremden können. Alle Opfer waren ja nun umſonſt gebracht und all' unſere Nachtwachen vergeblich geweſen. Doch es war nicht Naue's Art, einem trüben Gedanken lange nachzuhängen, drum raffte er ſich alsbald auf und rief uns, die wir theilnehmend

um ihn ſtanden, zu: „Wir werden ein Concert improviſiren.“ Geſagt, gethan. Naue gab das Zeichen zum Anfang der Ouvertüre zum Waſſerträger, denn dazu war Fräulein W. nicht nöthig. Nachdem dieſe beendigt war, theilte er den Anweſenden ſein Mißgeſchick mit und bat alle diejenigen, die befähigt ſeien, irgend Etwas zum Beſten zu geben, daß ſie ſich produciren möchten. Da trat ein junger Mann hervor, „man wußte nicht woher er kam“, denn Niemand kannte ihn und Niemand hatte ihn je zuvor geſehen. Naue war vorſichtig, frug deshalb, wer er ſei und was er ſpielen wollte. Der junge Mann nannte ſich Friedel und wollte die erſt vor Kurzem erſchienenen Variationen auf den Sehnſuchtswalzer von Czerny vortragen. Friedel ſetzte ſich an den Flügel und ſpielte meiſterhaft. Alles war von dem jungen Mann bezaubert und da auch ſeine äußere Erſcheinung in jeder Beziehung untadelig war, ſo wurde er, namentlich bei der Damenwelt, der Löwe des Tages. Die Folge war, daß er ſich nach kurzer Zeit mit einer unſerer Sängerinnen verlobte, ſpäter aber auf ebenſo geheimnißvolle Weiſe verſchwand, wie er gekommen war. Die Fama bezeichnete ihn als einen bereits verheiratheten Muſiklehrer aus Steiermark.

Nach Friedel trat Fräulein Fiebiger*) auf und trug mit ihrer unvergleichlich ſchönen Altſtimme ein Paar Lieder vor. Dann ſpielte der Stud. theol. Ahlert (jetzt Prediger in Lippſtadt) ein Violin-Concert, wobei ihn der Stud. theol. Meißner (ſein nachmaliger Schwager) auf dem Flügel begleitete. Ahlert und Meißner waren Virtuoſen auf ihren Inſtrumenten und hatten ſchon öfter in öffentlichen Concerten mit großem Beifall geſpielt. Inzwiſchen hatten wir unſere Quartettſtimmen holen laſſen und ſangen einige Lieder; kurz, es wurde ein Concert zu Stande gebracht, das nichts zu wünſchen übrig ließ und allſeitig befriedigte. — Im Uebrigen gelang es Naue's Energie doch noch, die Aufführung des Waſſerträger durchzuſetzen. Er wußte nämlich die Krankheit des Fräulein W., welche nichts weiter als ein regelrechtes Lampenfieber war, durch unabläſſiges Zureden und Aufmuntern endlich zu verſcheuchen.

---

*) Es war dies ihr Schwanengeſang, denn ſie ſtarb kurze Zeit darauf am Typhus.

27. Mein Lebensunterhalt.

Wie ich ſchon früher bemerkte, beſtanden meine Hülfsmittel für meine Univerſitätszeit in einem Vermögensreſte von 190 Thalern. Da ich im erſten Semeſter keinen Freitiſch und ſpäter immer nur den halben bekam, auch trotz aller Eingaben kein Stipendium erhielt, ſo war bei aller Einſchränkung mein kleines Vermögen nach Jahresfriſt aufgezehrt und zu Johanni 1837 mußte ich meiner Wirthin meine Inſolvenz eingeſtehen. Sie war eine vernünftige Frau und nahm meine Mittheilung mit Faſſung entgegen. Nun galt's, Geld zu verdienen! Ich gab Privatſtunden, aber ſie lohnten ſchlecht, denn zwei gute Groſchen für die Stunde waren damals ſchon ein hohes Honorar. Wie glücklich fühlte ich mich deshalb, als mir der Graf von der Schulenburg, deſſen Sohne ich täglich eine mathematiſche Stunde gab, drei ganze Silbergroſchen offerirte. Mein Verdienſt war aber trotzdem kaum zur Beſchaffung meiner Kleidungsſtücke hinreichend, geſchweige, daß meine Wirthin etwas davon hätte bekommen können. So ging ſie denn Michael wieder leer aus und zu Neujahr 1838 war's nicht anders. Jetzt wurde ſie ſchon etwas ſchwieriger, aber ſie ließ ſich trotzdem noch vertröſten. Oſtern rückte heran und mir wurde ſehr bange, denn meine Schuld war ziemlich zu hundert Thalern angewachſen. Da muß mir mein guter Genius vier Mediciner ins Haus führen, die mich erſuchen, ſie zum ſogenannten Philosophicum vorzubereiten. Da war ich nun der rechte Mann dazu, denn ich kannte die Steckenpferde der einzelnen Profeſſoren ſehr genau und wußte, daß ſie von dieſem nicht wieder loskommen konnten, wenn man ſie geſchickt darauf gebracht hatte. Als ich meinen Medizinern etwas von den ſamothraciſchen Myſterien für den Profeſſor Schweigger erzählte, ſchüttelten ſie zwar die Köpfe, aber ſie geſtanden mir doch ſpäter, daß dieſe Kenntniß ſie herausgeriſſen habe. Meine Schüler beſtanden ihr Examen glänzend und mein Ruf als Einpauker war dadurch begründet. Ich empfing das erſte Mal pro Mann 5 Thlr. und behielt dieſe Taxe auch bei. Oſtern 1838 theilte ich meinen Erlös ehrlich mit meiner Wirthin, die ihrerſeits freilich bei dieſer winzigen Abſchlagszahlung ein ziemlich langes Geſicht machte. Daß ich zu Johanni nicht mit leeren Händen kommen durfte, begriff ich und darum ging ich zum Curator Delbrück und bat ihn um eine Unterſtützung. Nachdem er die Schilderung meiner troſtloſen Lage angehört hatte, bemerkte er, daß diejenigen, die gar kein Vermögen

hätten, gar nicht ſtudiren ſollten. Die Stipendien ſeien nicht für ganz Vermögensloſe beſtimmt, ſondern nur zu Beihülfen für ſolche, deren Mittel nicht vollſtändig ausreichten. Das trübſelige Geſicht, das ich zu dieſer Auseinanderſetzung machte, ſchien dem Curator indeß doch weich geſtimmt zu haben, denn er ging an ſein Pult und ſchrieb mir eine Anweiſung auf 10 Thaler. Ich gab ſie meiner Wirthin, aber ſie verlangte mehr und zwar in einem ſo ungeſtümen Tone, wie ich ihn von ihr gar nicht gewohnt war. Sie habe das Hinhalten nachgerade ſatt, meinte ſie, auch gebe ſie nichts auf die Vertröſtungen mit meinen Geſchwiſtern, denn dieſe wären ſo arm wie ich und hätten das liebe Leben kaum. — Das ſchnitt mir tief ins Herz, denn ſo hatte die ſonſt ſo gute Frau noch nicht geſprochen. Der Abend kommt und ich lege mich ins Bett, aber ich kann nicht einſchlafen; ſtundenlang wälze ich mich herum. Da ſtehe ich endlich wieder auf und kleide mich an, denn es kam mir ein Gedanke. Ich wollte nach meiner Heimath reiſen und zuſehen, wo ich etwas auftriebe. Meine Uhr zeigte die zweite Stunde nach Mitternacht; ich ſchlich mich die Treppe hinunter, ſchloß die Hausthür behutſam auf, indem ich die Klingel mit der rechten Hand anhielt, und ging fort. Gegen 10 Uhr Morgens gelangte ich in Alnrich an und es war richtig, meine Geſchwiſter hatten auch nichts. Sie machten aber Anſtalt, etwas aufzutreiben und brachten glücklich 20 Thaler zuſammen. Darüber waren 8 Tage hingegangen und ich kam erſt den neunten wieder in Halle an. Als mich meine Wirthin erblickte, ſchrie ſie laut auf vor Freude, denn ſie hatte geglaubt, ich hätte mir ein Leid zugefügt. Sie bat mir ihre Hartherzigkeit förmlich ab und ich mußte die brave Frau geradezu nöthigen die 20 Thaler anzunehmen. „Nun will ich Ihnen aber auch ſagen, wer mich gegen Sie ſo aufgebracht hat; es iſt Ihr Freund Th. geweſen, denn dieſer ſagte mir, ich ſollte mich mit Ihnen vorſehen, da Ihre Geſchwiſter bettelarm wären und nichts für Sie zahlen könnten.“ Dieſer nette Freund iſt längſt zu Grunde gegangen und hat, wie ich höre, als verlorener Menſch in Batavia ſein Ende gefunden. Es war dieſer Einzige, von dem ich in Artikel 25 ſprach.

Meine Wirthin war nichts weniger als eine reiche Frau, denn ſie lebte mit einem Sohne und einer alten Hausmagd von einem kleinen Viktualienhandel. Sie brauchte alſo ihr Geld zur höchſten Noth und für mich wars eine Ehrenſache, gerade um ihrer edelmüthigen Geſinnung willen, ſie endlich zu befriedigen. Ich ging deshalb zum Geheimen Rath Gruber, der die Wittenberger Stipendien

zu vergeben hatte, und bat ihn aufs Inſtändigſte, mir ein ſolches Stipendium zu verleihen. Er ſagte mir darauf, daß ich ihm doch eine Empfehlung bringen möchte, da er ja von meiner Würdigkeit keine Beweiſe habe. Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen, ſondern eilte ſpornſtreichs zum Profeſſor der Mineralogie Dr. Germar, dem ich in Heyers Geſellſchaft (Heyer war Aſſiſtent auf den mineralogiſchen Muſeum,) vielfach beim Ordnen von Mineralien geholfen hatte, und brachte meine Bitte an. Er war ſofort bereit, dieſelbe zu erfüllen und ſchrieb mir ein glänzendes Zeugniß. Damit eilte ich wieder zu Gruber und gebrauchte ihm gegenüber die Worte: „Herr Geheimrath, ich habe jetzt eine Empfehlung aufgetrieben.“ Dieſe allerdings ebenſo alberne als unkluge Aeußerung verdarb nun Alles wieder. Gruber war außer ſich über dieſen Mangel an Reſpekt und wies mir ſchließlich die Thür. Wie vernichtet wankte ich davon; in meiner Bruſt tobte der bitterſte Groll gegen die ganze Welt und am meiſten gegen mich ſelbſt. Zu Hauſe angekommen, ſetzte ich mich an mein Pult und ſchrieb einen langen, langen Brief. Und an wen? An keinen Geringeren als an König Friedrich Wilhelm den Dritten. In dieſem Briefe ſchilderte ich meine Lage in den grellſten Farben, klagte Curator, Prorector und Senat an, daß ſie mich verhungern ließen und bat ſchließlich Seine Majeſtät, mir allergnädigſt die Mittel zur Vollendung meiner Studien zu gewähren. Am 16. September erhalte ich einen Brief von Berlin mit dem Königlichen Kabinetsſiegel. Ich erbreche ihn in größter Aufregung und was leſe ich? — „Ihr Immediat-Unterſtützungs-Geſuch vom 8. huj. iſt unter heutigem Datum dem Königlichen Curator, Herrn Geheimen Oberregierungsrath Dr. Delbrück zur Berichterſtattung überſchickt worden.“ Punktum! Das Reſcript trug die Unterſchrift: der geheime Kabinetsrath Nicolovius.

Das war eine ſchöne Beſcheerung! Gott im Himmel, was wird Delbrück ſagen, wenn er dieſen heilloſen Brief lieſt! Dieſer Gedanke machte mich ganz troſtlos. Doch was thun? Ich überlegte, daß es das Beſte ſei, der Sache zuvorzukommen. Gedacht, gethan, — ich eilte zu Delbrück. Man fordere nicht von mir zu hören, wie er mich aufnahm. Genug: er war außer ſich. Ich zitterte wie Espenlaub und wagte kaum Athem zu holen. Alle Verſuche, ein paar Worte zu meiner Entſchuldigung hervorzubringen, mißglückten oder wurden durch Delbrück's Gegenrede erſtickt. Ich ſchwankte nach der Thür und im Umdrehen ſagte ich noch unter Thränen und mit aufgehobenen Händen: „Herr Geheimrath, machen

Sie mich nicht unglücklich!" — „Ich werde thun, was meine Pflicht iſt!" — war die Antwort. Ich ging. Mein Vorſatz war geweſen, die Ferien in Halle zu verleben, um tüchtig zu arbeiten; jetzt litt mich's nicht mehr hier, denn ich hielt mich nur noch bei meinen Verwandten ſicher. Zu ihnen reiſte ich andern Tags. Die Ferien gingen hin und ich hörte und ſah nichts von meiner Eingabe. Ich reiſte nach Halle zurück und eilte nach dem Univerſitätsgebäude, um die Freitiſchliſte nachzuſehen. Ich war mit darauf, was ich gar nicht zu hoffen gewagt hatte. Es geſchah mir auch ſonſt nichts, obgleich ich nichts weniger als eine Relegation gefürchtet hatte. In meinem Briefe an den König hatte ich ja beſtimmte Anklagen wegen Ungerechtigkeit, Parteilichkeit u. ſ. w. ausgeſprochen. Die Ungewißheit, in der ich ſchwebte, war fürchterlich: ſie verzehrte mich faſt. Endlich kam ein Schreiben, aber nicht von Berlin, ſondern von der Regierungs-Hauptkaſſe in Merſeburg. Darin ſtand, daß die Kaſſe angewieſen ſei, mir 60 Thaler als Beihülfe zur Vollendung meiner Studien auszuzahlen. Es war am 20. December 1838, Vormittags 8 Uhr, als mir der Briefbote dieſes Schreiben brachte (der Tag, der mich ſo unendlich glücklich machte, wird mir unvergeßlich bleiben), und gegen 9 Uhr kam Delbrück's Diener, um mich zum Geheimen Rath zu beſtellen. Es war nun ein alter Erfahrungsſatz, daß wenn der Diener kam, ſo war's was Angenehmes, was Delbrück Einem zu ſagen hatte, und wenn ein Pedell kam, ſo war's was Unangenehmes oder doch Gleichgültiges. Delbrück war ja ein wohlwollender Mann, der gern Jeden befriedigt haben würde, wenn er die Mittel dazu gehabt hätte. Konnte er nun dem Zuge ſeines Herzens folgen, ſo wartete er die Botengeh-Stunde des Pedells nicht ab, ſondern entſandte ſchleunigſt ſeinen Diener. Dies wußte ich und darum ging ich leichten Muthes hin. Er empfing mich mit den Worten: „Haben Sie ſchon Antwort auf Ihre Eingabe von Berlin bekommen?" Ich antwortete mit „nein!" Ganz correct war das nicht, wenn ich auch die Antwort nicht von Berlin, ſondern von Merſeburg erhalten hatte. Ich wollte aber Delbrück die Freude nicht verderben, mir eine angenehme Nachricht bringen zu können, und darum verneinte ich ſeine Frage. „Nun ſo freut mich's", fuhr er in leutſeliger Weiſe fort, „Ihnen die angenehme Mittheilung machen zu können, daß Seine Majeſtät allergnädigſt geruht haben, Ihnen eine Beihülfe von 60 Thalern zu gewähren." Mein erſtes freudiges Erſtaunen hatte ſchon der Brief von Merſeburg abſorbirt und darum ging's nicht recht, daſſelbe noch einmal zu repetiren. Ich ſagte: „Nehmen Sie

meinen beſten Dank entgegen, Herr Geheimrath, denn dieſe Gnade verdanke ich doch nur Ihrer warmen Empfehlung.“ Er acceptirte das ſtillſchweigend und ſagte weiter: „Das Geld haben Sie bei der Regierungs-Hauptkaſſe in Merſeburg zu erheben, aber ich kann Ihnen dieſen Weg erſparen. Warten Sie nur einen Augenblick.“ Nach dieſen Worten ging er an ſein Stehpult, ſchrieb etwas auf einen Zettel und händigte mir dieſen ein mit den Worten: „Hier haben Sie eine Anweiſung auf die Quäſtur, die ſoll Ihnen das Geld zahlen.“ Ich dankte nochmals und eilte nach der Univerſität. Der Quäſtor Leißring wollte mir wahrſcheinlich das Gewicht der Königlichen Gnade recht handgreiflich machen, denn er händigte mir ſechs Zehnthaler-Rollen in Zweigroſchenſtücken ein, nachdem er aus der einen den Stempelbetrag für die Quittung entnommen hatte. Schwerbeladen eilte ich zu meiner Wirthin und ließ zunächſt eine Zehnthaler-Rolle auf den Tiſch fallen. Sie frug ganz freudig erregt, woher ich das Geld habe. „Vom König!“ war meine Antwort. Jetzt kam die zweite Rolle, dann die dritte, u. ſ. w. Das Staunen der guten Frau ſteigerte ſich fort und fort und ſie mochte in der That glauben, daß ich den verroſteten Kupferpfennig des Schwertträgers Andiol gefunden hätte. Als ich die ſechſte und letzte Rolle hingelegt hatte, ſagte ich: „Hier haben Sie mein ganzes Vermögen!“ Da war ſie faſt entrüſtet, daß ich ihr zutrauen konnte, mich vollſtändig ausplündern zu wollen; ſie nahm auch nur die Hälfte und ſchob mir das Uebrige mit der Bemerkung wieder zu, daß Schneider und Schuhmacher auch was haben wollten. Ich begriff das, ſteckte deshalb den Reſt wieder ein und ging auch zu dieſen Gläubigern. Sie hatten ebenfalls ein Einſehen und nahmen mir nicht Alles ab, ſo daß mir die um die Stempelgebühr gekürzte Rolle verblieb.

Als ich nach den Weihnachtsferien wieder nach Halle kam, erhielt ich die frohe Nachricht, daß mir eine Rate des Unruh'ſchen (ich glaube, ſo hieß es) Stipendiums im Betrage von 20 Thalern verliehen worden ſei. Oſtern 1839 war mein Triennium abſolvirt und deshalb bekam ich eben nur eine Quartalsrate. Sie war aber immerhin mitzunehmen. Von Oſtern ab gab ich Stunden an der Realſchule und von Michaeli ab auch an der lateiniſchen, ſo daß ich nun doch eine beſtimmte monatliche Einnahme hatte. Dieſe reichte freilich für meinen Unterhalt nicht hin und da ich auch durch Privatunterricht nichts mehr erwerben konnte, weil ich für Schule und Examen zu arbeiten hatte, ſo ſtieg das Conto bei meiner Wirthin

noch fortwährend und hatte Oſtern 1840, wo ich nach beſtandener Prüfung Halle verließ, um an der Domſchule in Naumburg mein Probejahr abzuhalten, eine Höhe von 180 Thalern erreicht. —

28. Turnvater Jahn contra Leo.

Von bedeutenden Männern iſt jede Notiz intereſſant und darum will ich hier ein Erlebniß mit Vater Jahn einſchalten, obgleich es in eine Zeit fällt, wo der gefeierte Mann den Zenith ſeines Ruhmes ſchon hinter ſich hatte. Es iſt dem alten Jahn eben ergangen, wie ſchon manchen großen Männern vor ihm: er iſt für ſeinen Ruhm zu alt geworden. Wäre er in ſeiner Glanzperiode geſtorben, ſo lägen die aus allen Welttheilen ſtammenden Bauſteine zu ſeinem Denkmale gewiß nicht mehr auf einem wüſten Haufen.

Da eine Schweſter von mir in Freiburg verheirathet war, ſo kam ich öfter dahin und nahm gewöhnlich auch meinen Weg nach Halle über dieſen Ort. Dadurch war ich mit Jahn in vielfache Berührung gekommen, denn ich verſäumte es niemals, ihn zu beſuchen. Er war ein Freund der Jugend, namentlich der ſtudirenden, und ſah die Beſuche junger Leute immer gern. Da holte er ſeinen auf Steinflaſchen gezogenen Freiburger herauf und freute ſich, wenn man dieſem wacker zuſprach. So ging ich denn auch eines Abends zu ihm und wurde gleich in der Thür mit den barſchen Worten empfangen: „Du kommſt mir gerade recht (er duzte ſich nämlich mit den Studenten), da kann ich doch wenigſtens Einem von den jammervollen Hallenſern den Kopf zurecht ſetzen. Pfui, ſchämt Euch, Ihr Schwachköpfe, daß Ihr Euch von Leo ſo ſchmachvoll behandeln laßt. Habt Ihr Jungens denn gar keine Ehre im Leibe? Nein, ſo was hätte ich nicht für möglich gehalten!“ In dieſem Tone ging es dann weiter. — Zur Erklärung dieſes Zornausbruchs muß ich Folgendes vorausſchicken. Etwa im Jahre 1837 hatte Dieſterweg in einer Broſchüre geſagt, die Studenten würden von ihrem wüſten Kneipenleben ablaſſen, wenn die Profeſſoren ſie mehr an ſich zögen und durch Einführung in ihre Familien für feinere Sitten empfänglich machten. Darauf hatte Leo erwiedert, daß er den Verſuch, aber auch gleichzeitig traurige Erfahrungen gemacht habe. Die eingeführten Studenten hätten ihm Bücher abgeborgt und nicht wiedergegeben, und während er geglaubt, die häufigen Beſuche gälten ihm, habe er die Entdeckung machen müſſen, daß ſein Kindermädchen dieſe Anziehungskraft ausübe. — Ich habe weder Dieſterweg's Broſchüre, noch

Leo's Erwiederung geleſen und referire deshalb nur nach Hörenſagen. Es iſt nicht im Geringſten zu bezweifeln, daß Leo ſolche Erfahrungen gemacht hatte, trotzdem aber war die ganze halleſche Studentenſchaft über dieſe Aeußerungen aufgebracht und entſchloſſen, ihn durch Heraustrommeln zu beſtrafen. Die Nachmittagsſtunde von Eins bis Zwei, wo Leo in Nr. 1 Geſchichte las, war dazu auserſehen. Auch ich ging hin, fand aber den Hörſaal ſchon ſo voll gepfropft von Studenten, daß ich nicht mehr hinein kommen konnte. Wie mir, ging's vielen Anderen, die mit mir den Corridor füllten. Leo kam und wurde mit einem Gewieher empfangen. Er nahm keine Notiz davon und ſchritt auf ſein Zimmer zu. Man ließ ihn eintreten, erhob aber in demſelben Momente einen Höllenlärm. Da die Thür des Hörſaales von außen aufgeriſſen worden war, ſo konnten wir Leo auf dem Katheder ſtehen ſehen. Er ſagte kein Wort, zeigte aber auch nicht die geringſte Verlegenheit, ſondern ſah ſich, ganz unbefangen ſcheinend, im Hörſaale um. Als der Lärm ein wenig nachließ, benutzte er den Moment und ſchrie mit Löwenſtimme: „Audiatur et altera pars!“ Da wurde es mit einem Male ſtill und nun hielt Leo eine Standrede, in welcher er alle Künſte ſeiner hinreißenden Beredtſamkeit in Bewegung ſetzte. Kein Laut, ja nicht einmal ein Räuſpern ſtörte ihn. Leo hatte ſich in faſt zerfließende Rührung hineingeredet und als er ſagte: „Meine Herren, haben Sie jemals am Bettchen eines kranken, in Fieberhitze ſtöhnenden Kindes geſtanden? Haben Sie die Angſt des Vaters und der Mutter geſehen, mit welcher ſie jeden Athemzug dieſes lieben, einzigen Kindes beobachten? Nun denken Sie ſich, daß in demſelben Momente eine wilde Rotte unter dem Fenſter des Krankenzimmers ſich zuſammenſchaart, daß Steine auf Steine aufs Bettchen des ächzenden Kindes fallen und Vater und Mutter in der entſetzlichen Angſt ſchweben, ihr Kind ſei ſchon tödtlich getroffen? Meine Herren, denken Sie ſich das und ſagen Sie mir dann, ob Sie Verlangen tragen nach näherem Umgange mit ſolcher Rotte?“ Ein Strom von Thränen rieſelte ihm nach dieſen Worten über die Wangen und in tiefſter Bewegung verließ er Katheder und Zimmer. Ein allſeitiges Hoch! folgte ihm. Draußen ſagte ein ganz und gar ungeſtimmter Commilito zu mir: „Höre, wir müſſen Leo einen Fackelzug bringen!“

Auf dieſe Vorfälle hatte nun Jahn's Zorn Bezug und er machte ihm ſpäter noch Luft in einer beſondern Broſchüre, die den Titel: „Leuwagen für Heinrich Leo“ führte. Nach dem Vorwort ſoll in Hamburg Leuwagen ſoviel als eine Kehr-Eule, mit

welcher man Spinngewebe aus den Ecken fegt, bedeuten. Die Broſchüre hat Jahn's Ruhm nicht geſteigert, denn ſein Zorn hatte ihm mitunter ganz unfläthige Ausdrücke in den Mund gelegt.

Daß mein Abendbeſuch bei Jahn nicht der angenehmſte für mich war, iſt nach dem Mitgetheilten wohl zu begreifen, denn das ganze Wetter brach über mich allein los. Jeder Verſuch, baldmöglichſt fortzukommen, ſcheiterte, denn er hielt mich feſt, bis ſich ſeine Galle entleert hatte. Endlich brach ich auf und er ſagte zu mir im Fortgehen: „Du gehſt alſo morgen früh nach Halle? Rufe mich ab, ich gehe mit, denn ich muß den Kerlen dort ihren Standpunkt klar machen."

Das war eine ſchöne Ausſicht für mich, denn ich vermuthete mir keine angenehme Partie. Um davon los zu kommen, erwiederte ich deshalb: „Ich breche ſchon früh vor 5 Uhr auf, denn ich will um 10 Uhr in Halle ſein." Die Liſt gelang nicht, denn er ſagte darauf: „Iſt mir auch recht, ruf' mich nur ab!"

29. Jahn und ſeine Laterne.

Am andern Morgen war ich bereits vor 5 Uhr an Jahn's Hauſe. Er war ſchon wach, denn ich ſah Licht durch die Ladenritzen ſchimmern. Auf mein Klopfen öffnete er und ich fand ihn bereits völlig angekleidet. „Es iſt wohl ſehr finſter draußen?" frug er und als ich das bejahte, fuhr er fort: „Da werde ich meine Laterne mitnehmen." Er holte ſie herbei, zündete ſie an und wir brachen auf. Wir ſchlugen den Weg über Pödeliſt in der Richtung nach Merſeburg ein und gingen anfangs ſchweigend neben einander, da wir Urſache hatten, unſere ganze Aufmerkſamkeit auf den ziemlich holprigen Weg zu richten. Als dieſer ſchließlich beſſer wurde, fing Jahn, wie zu erwarten, das geſtrige Thema über Leo wieder an. „Nein, ich könnte verrückt werden über Euch Matzbemmen! Heult der Kerl Euch ein Paar Thränen vor und Ihr zerfließt gleich wie Buttermilch. Der hat Euch richtig erkannt und weiß drauf zu laufen. Wahrlich, Ihr Jungens verdientet, daß man Euch die Hoſen ſtraff zöge. Na, wartet nur, wenn ich rüber komme, da will ich Euch ſchon mores lehren!" In dem Tone ging es immer weiter. Endlich ſagte er: „Na, geſchenkt ſoll's ihm nicht werden, denn ich werd' es ihm ſchon eintränken. Ich habe bereits eine Broſchüre unter der Feder, die wird er nicht vor den Spiegel ſtecken." — Um nur auch was zu ſagen, warf ich die Frage hin, welchen Titel er ſeiner Schrift

geben wolle. „Was für einen Titel? Das will ich Dir ſagen: „Dachtel für Heinrich Leo“ wird er lauten.“ — „Der Titel verſpricht was,“ dachte ich, denn Dachtel iſt in der Naumburger Gegend gleichbedeutend mit Maulſchelle, Ohrfeige oder Katzenkopf. Jahn iſt indeß von dieſem Titel wieder abgekommen und hat den Leuwagen dafür ſubſtituirt. Wahrſcheinlich hat ihm die Anſpielung auf Leo's Namen zu ſehr gefallen.

Unter den erwähnten Geſprächen waren wir bis zum Gaſthaus zum Froſch zwiſchen Kötzſchen und Merſeburg gekommen und es war inzwiſchen Tag geworden. Jahn löſchte die Laterne aus und wir traten ins Gaſthaus, um Kaffee zu trinken. „Wenn ich nur wüßte, was ich mit der infamen Laterne anfinge?“ Auf dieſe Frage bemerkte ich, daß er ſie ja im Froſch laſſen und auf dem Retourwege mitnehmen könne. „Ja, das geht nicht, weil ich retour über Lauchſtädt gehen will. Was hilft's, ich muß ſie erſt nach Hauſe tragen und dann nachkommen.“ Ich hielt dies für Scherz, aber es war ſein voller Ernſt. Denn richtig, er ging die drei guten Wegſtunden nach Freiburg zurück und war gegen Abend auf meiner Stube in Halle. Jahn war damals ein angehender Sechziger, aber körperlich ſo rüſtig, wie ein kräftiger Jüngling. Dieſe Rüſtigkeit hatte er übrigens auch als Siebenziger noch, denn ich bin im Jahre 1848 noch einmal in ſeiner Geſellſchaft nach Halle gegangen und habe nicht eine Spur von Ermüdung an ihm bemerkt.

Wo und wie er übrigens die Studenten wegen Leo in Halle haranguirt hat, davon hat mir merkwürdiger Weiſe mein ſonſt ſo vortreffliches Gedächtniß auch nicht eine Spur von Erinnerung aufbewahrt und ich vermuthe, daß er gar nicht dazu gekommen iſt.

30. Arnold Ruge.

Vater Jahn bringt mir auch Arnold Ruge in Erinnerung, denn dieſer bediente ſich ſo ziemlich derſelben Angriffswaffen, wie jener; auch hatte er, um das Verwandtſchaftliche zu vervollſtändigen, ebenfalls den Profeſſor Leo aufs Korn genommen. Seine bei Otto Wigand erſchienenen Jahrbücher geben davon Zeugniß. Aber auch bei anderen Gelegenheiten kühlte er gern ſein Müthchen an Leo und nahm ſelbſt in ſeinen Vorleſungen Gelegenheit, dieſen wenigſtens lächerlich zu machen. In dieſer Beziehung bin ich ſelbſt Ohrenzeuge geweſen. Ruge las nämlich in einem Semeſter ein Publikum über „die Idealität der Heiterkeit“ (ſo glaube ich

wenigſtens war die Bezeichnung) und ich wurde von einem Freunde aufgefordert, der Curioſität wegen doch einmal mit in dieſe Vorleſung zu kommen. Ich that's und traf's gerade, daß Ruge über den „Witz" handelte. Er meinte, daß unter den verſchiedenen Arten des Witzes der „Mutterwitz" ſich auch bei Leuten ohne Erziehung fände, während die anderen Arten einen beſtimmten Bildungsgrad voraus=ſetzten. Es könnten deshalb aber nicht alle Menſchen, denen man eine ſorgfältige Erziehung habe angedeihen laſſen, nun auch einen Witz machen, ja es gäbe unter dieſen ſogar ſolche, die trotz der Er=ziehung unerzogen geblieben ſeien, wie beiſpielsweiſe der Herzog von Bernburg. Man habe aus dieſem Grunde auch ſeinem Erzieher, dem Hofrath Hollmann, nur die Hälfte der feſtgeſetzten Penſion zugebilligt. —

Nun brachte er die Menſchen in Bezug auf die Stellung, die ſie dem „Witz" gegenüber einnähmen, in folgende Klaſſen:

1) Leute, die wirklich witzig wären;
2) Leute, die ſich abquälten, witzig zu erſcheinen und es doch nicht fertig kriegten;
3) Leute, die keinen Witz machen, aber doch einen verſtehen könn=ten; endlich
4) Leute, die weder einen Witz machen, noch einen verſtehen könnten.

Als Beiſpiel für die erſte Klaſſe führte er ein Geſchichtchen an, das ein Jenenſer Profeſſor im Conferenzzimmer der Univerſität erzählt haben ſollte. Dieſer ſei nämlich an einem Röhrtroge vorbeigekommen und habe folgendes Zwiegeſpräch zweier dort ſtehenden Dienſtmädchen belauſcht:

Rieke. Denke Dir, Jette, heute hat auch unſere Katze gekitzt?

Jette. J, was Du ſagſt! (mit trübſeliger Stimme:) Unſere Katze kitzt gar nicht!

Rieke. Aber, warum denn nicht?

Jette. Nu, weil's ä Kazert is!

Auf die Gefahr hin, in Ruge's vierte Klaſſe zu kommen, muß ich geſtehen, daß mir nicht recht klar geworden iſt, wer eigentlich der Witzbold geweſen ſein ſoll: ob Rieke oder Jette oder der Profeſſor.

Bei der zweiten Klaſſe mußte Leo als Beiſpiel herhalten, und bei der vierten der Kanzler Niemeyer. Letzterer habe nämlich, ſobald eine witzige Bemerkung gefallen und belacht worden ſei, ſtets gefragt: worüber lacht Ihr denn? Ihm habe jegliches Organ ge=fehlt, die Pointe eines Witzes herauszufinden.

31. Wilde Studenten.

Zu meiner Zeit hielten sich in Halle eine ziemliche Anzahl solcher Studenten auf, welche sich noch kein Maturitätszeugniß erworben hatten und zum Unterschiede von den übrigen „wilde" genannt wurden. Die betreffende Prüfung konnten diese Studenten früher auf der Universität selbst nachholen, denn es existirte auf der sogenannten Waage in Halle eine besondere Prüfungs-Commission dafür. Diese wurde indeß im Jahre 1834 aufgehoben und so waren jene wilden Studenten genöthigt, sich das fehlende Zeugniß auf einem Gymnasium zu erwerben. Da war es denn vorzugsweise Merseburg, wohin die Wilden wanderten, denn die dortige Schule stand unter dem alten Rector Wieck in dem Rufe, daß sie bei der Maturitätsprüfung sehr milde verfahre. So kam's denn, daß auch zu Michaelis 1836 ein Corps von zehn Wilden ihr Heil dort versuchen wollten. Mich hatten sie eingeladen mitzukommen, um bei der Mathematik zu helfen; außerdem war der wegen Trunksucht abgesetzte frühere Professor an der Ritteracademie zu Brandenburg, Fischer*), für Latein und Griechisch engagirt worden. Ein Omni-

*) Für Fischer waren die Tage in Merseburg wahre Festtage, denn hier konnte er sich auf Anderer Kosten wieder einmal an dem lange entbehrten Genusse seines Lieblingsgerichts gütlich thun. In den Kochbüchern wird sich dasselbe zwar schwerlich finden, indeß ist seine Herstellung so einfach, daß auch der in Kochkünsten nicht Geübte, falls er überhaupt Verlangen darnach tragen sollte, damit leicht zu Stande kommen dürfte. Fischer wenigstens hatte hierin eine solche Routine erlangt, daß ihm die Zubereitung nie mißlang. Seine Manipulation war dabei folgende: Er ließ sich eine etwas angeräucherte Bratwurst bringen, legte diese in einen Suppenteller und goß diesen bis an den Rand voll Rum. Dann zündete er den Rum an und ließ ihn so weit abbrennen, daß die Wurst über das Niveau des Rums ein wenig hervorragte und zu röschen anfing. Ein Weilchen darauf wendete er die Wurst um, ließ sie wieder ein wenig röschen und deckte dann im geeigneten Momente einen zweiten Teller über das Ganze, um das Feuer auszulöschen. In die Sauce brockte er nun ein Stück Brot, schnitt dann die Wurst klein und aß das Ganze mit dem Löffel aus. Diesem von ihm ohne Zweifel erfundenen Gerichte hatte er den jedenfalls bezeichnenden Namen „eine besoffene Bratwurst" gegeben. Dies war, wie gesagt, für ihn nur ein Feiertagsessen, denn seine gewöhnlichen Diners waren weit frugaler und dabei ohne alle Abwechslung. Lange Zeit hindurch hat es mich amüsirt, Fischer's Mittagsmahlzeiten, die er auf der Bank einer am Leipziger Platz sitzenden Hökerin täglich einnahm, zu beobachten. Sie bestanden Tag für Tag in einem Dreierbrötchen und einer sauren Gurke, natürlich mit obligatem Zusprechen der Schnapsflasche.

Fischer war ein durch den Trunk heruntergekommenes Genie und

bus nahm uns alleſammt auf und wir waren eben im Begriff abzufahren, als wir den in Art. 21 erwähnten P. über den Marktplatz gehen ſahen. Ich rief ihn heran und lud ihn ein mitzukommen, wozu er ſofort bereit war, da er nichts zu verſäumen hatte. P. war nach ſeiner Relegation in Naumburg von ſeinem Vater auf ein Rittergut gebracht worden, um dort die Landwirthſchaft zu erlernen. Dem reich begabten jungen Manne behagte das nicht, drum entlief er und kam nach Halle, wo er ſeine alten Schulfreunde wiederfand, die ihn abwechſelnd beherbergten und unterhielten. Von ſeinem Vater war er vollſtändig aufgegeben worden. P. war ſchon Jahr und Tag in Halle, als die eben erwähnte Fahrt nach Merſeburg ins Werk geſetzt wurde. Unterwegs warf ich halb im Ernſt halb im Scherz die Bemerkung hin, daß er das Examen in Merſeburg mitmachen könnte. Er fand das ſehr lächerlich, weil er ſchon ſeit Jahren kein Buch mehr angeſehen hätte. Wir ließen aber mit Zureden nicht nach und ſchließlich willigte er ein. Der Gymnaſiaſt Roſt in Merſeburg lieh ihm ſeinen neuen Leibrock und die ſonſt nöthigen Kleidungsſtücke und Wieck ließ ihn richtig mit zu gegen das Verſprechen, die nöthigen Papiere, als Schul- und Taufzeugniß, Einwilligung des Vaters und dergl., bis zur mündlichen Prüfung zu beſchaffen. Von den elf Wilden war P. der Einzige, der die Prüfung beſtand, alle Uebrigen fielen durch. Jetzt war natürlich P.'s Vater wieder ausgeſöhnt und

---

viele Artikel der Erſch und Gruber'ſchen Encyklopädie tragen ſeinen Namen und zwar gerade ſolche Artikel, für welche ſich Bearbeiter ſchwer finden ließen. Die Herausgeber konnten den Mann freilich nur dadurch zum anhaltenden Arbeiten vermögen, daß ſie ihn einſperrten, aber im Uebrigen mit allen Annehmlichkeiten des Lebens, natürlich auch dem nöthigen Quantum Nordhäuſer, verſorgten. Die Behauptung, daß Trunkſucht lebenverkürzend wirkt, hat Fiſcher übrigens zu Schanden gemacht, denn er iſt nahe an achtzig Jahre alt geworden und lebte vielleicht heute noch, wenn er nicht in der Trunkenheit in einen Keller geſtürzt und darin jämmerlich umgekommen wäre. Krank hat ihn Niemand geſehen.

Als Curioſum mag noch erwähnt werden, daß Fiſcher im Halliſchen Tageblatte einen Aufſatz unter ſeinem Namen veröffentlichte, worin er das Laſter der Trunkſucht in ſeiner ganzen abſchreckenden Gräßlichkeit ſchilderte und inbrünſtig davor warnte. Wohin das Laſter den Menſchen bringe, das könne man an ihm ſehen. Am Schluſſe ſprach er die Meinung aus, daß nur die Habſucht der Schnapsverkäufer die Schuld für jenes Laſter trage, denn wenn dieſe Trunkenbolden keinen Branntwein gäben, ſo müßten ſie ſchon von ihrem Laſter laſſen. Für ſeinen Theil bäte er dringend, daß man ihm nirgends wieder Schnaps verabfolgen möchte. Doch er wußte ſich zu helfen, denn er ließ ſich ſeinen Bedarf von da ab durch Andere holen.

er ließ seinen Sohn in Halle Jura studiren. Derselbe ist gegenwärtig ein sehr beschäftigter Rechtsanwalt.

32. Verschiedene Ansichten.

Ueber meine Universitätsstudien und deren Betreibung habe ich noch nichts gesagt und will auch nichts sagen. Kann ich auch nicht behaupten, daß ich angestrengt gearbeitet hätte, so habe ich doch wenigstens an jedem Tage Etwas gethan und bin dadurch zu der Ueberzeugung gekommen, daß wenn ein Student seine ganze Universitätszeit hindurch täglich zwei Stunden arbeitet, er dann am Schlusse derselben getrost ins Examen gehen kann. Da ich im Jahre 1839 wöchentlich zwölf Schulstunden gab, von denen namentlich Geschichts- und naturwissenschaftliche Stunden umfangreiche Vorbereitungen nöthig machten, so blieb mir gerade im letzten Jahre die wenigste Zeit für die Vorbereitung auf das Staatsexamen. Bei den Probelectionen kam mir's sehr zu Statten, daß ich schon ein Jahr hindurch Schulunterricht ertheilt hatte. Im Beisein des Professor Sohncke hielt ich eine Probelection in der Mathematik ab, während bei den Probelectionen in der Physik und Naturgeschichte Professor Burmeister zugegen war. Die beiden ersten wurden in Prima, die letzte in Quinta der Realschule abgehalten. Daß die letztere gegen sonstige Gewohnheit in der untersten Klasse abgehalten wurde, ging folgendermaßen zu. Als ich mit Burmeister auf dem Corridor der Realschule angekommen war, um ebenfalls in Prima die naturwissenschaftliche Probelection abzuhalten, sagte dieser nach einer stattgehabten Unterredung mit dem Realschul-Inspector Ziemann: „Ich höre eben vom Herrn Inspector, daß Sie schon seit einem Jahre hier in Quinta Zoologie vorgetragen haben, da ist's am besten, wir gehen gleich dahin, denn da sind Sie ja zu Hause." Das kam mir sehr ungelegen, denn das Thema, auf welches ich mich vorbereitet hatte, paßte für die Quintaner nicht. Doch was half's, ich mußte gehorchen. Als ich auf dem Katheder stand, frug ich Burmeister, was ich vortragen sollte. Er antwortete: „Sie sollen gar nichts vortragen, sondern nur repetiren. Aus dem, was Ihre Schüler gelernt haben, werde ich ja einen Schluß auf Ihre Unterrichtsweise machen können." Da er aus diesem Tone sprach, so hatte ich Oberwasser und athmete neu auf. Ich ließ meinen Blick über die ziemlich volkreiche Klasse schweifen und die Knaben verstanden ihn. „Heute gilt's, Euren Lehrer herauszureißen!" Das sollte er be-

deuten und meine Schüler ließen mich nicht im Stiche. Sie saugten sich förmlich an meinem Munde fest, um ja keine Frage mißzuverstehen und Schlag auf Schlag folgten die Antworten, daß es nur so eine Lust war. Die Knaben, das wußte ich, hingen an mir wie die Kletten und eher hätten sie sich ein Glied vom Leibe abreißen lassen, ehe sie mich blamirt hätten. Darum ging's auch geradezu brillant. Ziemann sah Burmeister freundlich schmunzelnd an, als wollte er fragen: „Nun, was meinst Du dazu?" Burmeister aber war geradezu in eine gehobene Stimmung gekommen und überschüttete mich und die Schüler mit Lobsprüchen. In mein Zeugniß schrieb er: „Examinand bekundete bei der Probelection ein nicht gewöhnliches Lehrtalent. Die von ihm schon seit längerer Zeit unterrichteten Schüler bewiesen durch ihre raschen und sicheren Antworten, daß sie sich den Lehrgegenstand vollständig zu eigen gemacht hatten."

Nun Sohncke! Bei ihm hatte ich die Berechnung der Entfernung des Mondes von der Erde zum Thema genommen. Die Primaner hatten unter dem ausgezeichneten Mathematiker Dr. Dippe ganz vortreffliche Kenntnisse erlangt und namentlich die Trigonometrie, auf die es hier vorzugsweise ankam, ganz prächtig im Kopfe. Mein Thema interessirte sie und darum waren sie ganz Auge und Ohr. Die Zwischenfragen beantworteten sie richtig und als ich am Schlusse einen Schüler aufforderte, das Ganze nach den auf der Tafel angeschriebenen Formeln zu recapituliren, so machte er's so vortrefflich, als hätte er's auswendig gelernt. Ich schwamm in Entzücken und ging mit mir zufrieden in Sohncke's Begleitung fort. Er hatte in der Klasse nichts gesagt und sagte auch unterwegs nichts; das war mir peinlich. Ich brach das Schweigen und frug, ob ich wohl hoffen dürfte, mir seine Zufriedenheit erworben zu haben. Er antwortete: „Sie sind viel zu stürmisch und müssen viel ruhiger werden!" Das ärgerte mich, aber ich sagte nichts. Sohncke war ja das personifizirte Phlegma und konnte von seinem Standpunkte nicht anders urtheilen. Was anregender, den Schüler mit fortreißender Unterricht ist, davon hatte der Mann keine Ahnung. Sein eigener Vortrag war zum Sterben langweilig. In mein Zeugniß schrieb er: „Examinand hat bereits einige Uebung im Unterrichten." Das war entschieden zu wenig gesagt, denn ich hatte mehr, als bloß einige Uebung. Mag's auch anmaßend klingen, so sag' ich's doch ungescheut: vom Unterrichten verstand ich schon als Schüler mehr, als Sohncke in seinem ganzen Leben gelernt hat. —

Vierter Abschnitt.

Im Lehramte.

33. Mein Probejahr.

Daß ich von Ostern 1839 bis dahin 1840 als Hülfslehrer an der Realschule in Halle thätig war, erwähnte ich schon. Von Michaelis 1839 ab erhielt ich auch noch den naturwissenschaftlichen Unterricht in vier Klassen der lateinischen Hauptschule zu Halle, da die Naturwissenschaften kurz vorher unter die Gymnasial-Lehrfächer aufgenommen worden waren. Dieser Umstand machte die Creirung einer neuen Collaboratorstelle an der Latina nöthig und der Rector Maximilian Schmidt bot mir diese Ostern 1840 an. Mit derselben sollte ein Gehalt von 250 Thalern verbunden sein. Da ich das vorschriftsmäßige Probejahr noch nicht absolvirt hatte, so sollte ich die mir zugedachte Stelle bis Ostern 1841 provisorisch und zu dieser Zeit definitiv erhalten. Ich sagte freudig zu und die Sache war abgemacht. Da bekam ich in der Woche vor Ostern ein Schreiben aus Naumburg, worin ich aufgefordert wurde, den erkrankten Mathematikus am Domgymnasium in Naumburg zu vertreten. Dem Schreiben war ein ärztliches Zeugniß des Dr. Wiedemann in Naumburg beigefügt, in welchem bescheinigt wurde, daß der Mathematikus Hülsen (meinen verehrten Freund Hülsen wird es gewiß amüsiren, dies nach dreißig Jahren zu erfahren) nach Salzbrunn gehen müsse, trotzdem aber nicht daran zu denken sei, daß er jemals wieder sein Lehramt übernehmen könne. An dieses Zeugniß wurde nun in dem an mich gerichteten Schreiben angeknüpft und die Bemerkung hinzugefügt, daß das Domkapitel mir später die Stelle als Mathematikus, mit welcher ein Gehalt von 480 Thalern verbunden sei, definitiv übertragen werde. Mit diesem Schreiben ging

ich zum Rector Schmidt und bat ihn um seinen Rath, was ich thun solle. Dieser sagte, daß er mir nur rathen könne, die Offerte anzunehmen, so gern er mich auch behalten möchte. So ging ich denn nach Naumburg und übernahm das volle Amt des dortigen Mathematikus, so daß ich schon als Probelehrer Mitglied der Prüfungs-Commission wurde.

Unter den Naumburger Domschülern fand ich eine ziemliche Anzahl vor, mit denen ich mich auf der Schule geduzt hatte und jetzt sollte ich ihr Lehrer sein. Das war eine prekäre Stellung für mich. Ich hielt es deshalb für's Beste, diese alten Freunde zu mir einzuladen und mich mit ihnen zu arrangiren. Ich sagte ihnen, daß das brüderliche Verhältniß zu ihnen während der Zeit, wo ich ihr Lehrer wäre, wie sie begreifen würden, suspendirt werden müsse und knüpfte daran die Bitte, daß sie nach abgelaufener Schulzeit zu mir wieder in das alte Freundschaftsverhältniß treten möchten. Da ergriff der Primus omnium Nürnberger das Wort und sagte, daß es sich ganz von selbst verstünde, daß sie von jetzt ab in mir ihren Lehrer zu achten hätten. Gleichzeitig sprach er mir im Namen seiner Commilitonen den aufrichtigsten Dank aus für die freundliche Zusage der Wiederanknüpfung des bisherigen freundschaftlichen Verhältnisses in späterer Zeit. An diese verständige Aeußerung knüpfte ich nun noch die Bitte, daß sie mich als jungen Lehrer in jeder Beziehung unterstützen möchten. Sie versprachen's allesammt und gaben mir die Hand darauf, daß sie in der Achtung meiner Autorität ihren Mitschülern vorangehen würden. Und sie haben getreulich Wort gehalten. Nicht ein Einziger hat sich jemals gegen mich etwas herausgenommen; selbst dann nicht, wenn ich gegen den Einen oder den Andern mit strengen Strafen vorgehen mußte. Und wenn dies vorkam, so geschah's niemals um des Betragens willen. Dieses war immer und immer ein musterhaftes.

Zu Michaelis 1840 übernahm Hülsen wieder einen Theil seiner Schulstunden und erklärte vor Ostern 1841, daß er von da ab wieder seine sämmtlichen Stunden übernehmen werde. Da wurde ich denn überflüssig und erachtete es deshalb für ein großes Glück, als mir die Stelle eines Lehrers der Naturwissenschaften an der höhern Bürgerschule in Halberstadt mit einem Gehalte von 200 Thalern angetragen wurde. Während meines Probejahres hatte ich nämlich nur 150 Thaler als Gratification erhalten und hatte hierzu noch Hülsen selbst einen Beitrag zahlen müssen. Hätte ich nicht gute

Menſchen gefunden, die mir Credit ſchenkten, ſo hätte ich geradezu verhungern müſſen. Für mich hatte das unermeßlich reiche Domkapitel keine Fonds.

34. Meine Ueberſiedelung nach Halberſtadt.

Nachdem ich die Annahme der Stelle in Halberſtadt zugeſagt hatte, theilte mir der Director der dortigen Schule, Siederer, mit, daß die Lectionen Dienstag den 20. April ihren Anfang nähmen und daß ich ſpäteſtens am 19ten eintreffen müßte. So fuhr ich denn am Sonntag früh von Naumburg mit der Poſt nach Halle, von da mit der Bahn nach Magdeburg und von hier aus wieder mit der Poſt nach Halberſtadt, wo ich am Montag früh 5 Uhr ankam. Der Director war ſo freundlich geweſen, mir auf dem Breiten Wege beim Schuhmacher Gens eine Wohnung zu miethen und bezog ich dieſe deshalb ſofort. Gegen 10 Uhr machte ich dem Director meinen Beſuch und wurde von demſelben in der herzlichſten und gemüthlichſten Weiſe empfangen. Er theilte mir mit, daß ich den naturwiſſenſchaftlichen und geographiſchen Unterricht in den drei oberen Klaſſen und den lateiniſchen in Quarta übernehmen ſolle. Als ich ihm bemerklich machte, daß ich in der Geographie ganz unwiſſend wäre, erwiederte er: „Ach, das lernt ſich!“ Es ſteht aber ausdrücklich in meinem Zeugniſſe: in der Geographie kann er nicht unterrichten. Auch dieſen Einwand ließ er nicht gelten, ſondern ſagte: „I, das iſt ja gleichgültig!“ Es half alſo nichts, ich mußte mich fügen.

Am Schluſſe unſerer Beſprechung bat ich den Director, mir meine künftigen Collegen namhaft zu machen, damit ich ihnen meinen Beſuch machen könnte. „Ach, das iſt nicht nöthig!“ erwiederte er; „morgen früh haben wir eine Conferenz, da werde ich Sie den Collegen vorſtellen.“ Trotz dieſer Abmahnung hielt ich's doch für ſchicklich, die Herren noch deſſelben Tags zu beſuchen, indeß traf ich nur zwei derſelben an, da die übrigen einen Ausflug nach dem Huy gemacht hatten. Dies gab mir Veranlaſſung, eben dahin zu wandern und ſo geſchah's, daß ich mich bei meinen Collegen auf dem Röderhofe, einer hinter dem Huy gelegenen Brauerei, beim Glaſe Bier einführte. Ich fand in ihnen ziemlich aufgeräumte Herren, denn ſie ſtießen ſofort mit mir auf Brüderſchaft an.

35. Ein schlimmer Anfang.

Die Schule fing am Dienstag Nachmittag an und sollte ich um 2 Uhr meine Halberstädter Lehrerlaufbahn mit einer geographischen Stunde in Tertia beginnen. Da kein Schulactus vorausging, in welchem ich hätte eingeführt werden können, so übernahm's der Director, mich jeder Klasse einzeln vorzustellen. Der Verabredung gemäß rief ich ihn deshalb auch ab, damit er mich in Tertia einführen sollte. Beim Aufsteigen nach dem zweiten Stock hörte ich einen entsetzlichen Lärm und ein wüstes Geschrei, das, wie ich bald merken sollte, aus der Tertia herkam. Der Director öffnete die Thür, ließ mich höflich vorantreten und kam hinterdrein. In der Klasse wirbelte ein dicker Staub, der Lärm verstummte, aber den aufgeregten, hochgerötheten Gesichtern und den zerzausten Haaren konnte man anmerken, was vorgegangen war. Eine ganz respectable Keilerei war's gewesen. Der gute Director nahm keine Notiz davon, sondern sagte blos: „Liebe Schüler, (auch noch!) ich stelle Euch hier den Herrn W. vor, welcher künftig in Eurer Klasse Physik, Naturgeschichte und Geographie haben wird. Ich habe das Vertrauen zu Euch, daß Ihr Eurem neuen Lehrer durch Aufmerksamkeit, Fleiß und gutes Betragen Freude machen werdet." Er verneigte sich und verschwand, mich mit der Rotte allein lassend. Bei unserem plötzlichen Eintreten mochte wohl jeder Schüler den Platz behalten haben, auf dem er just war, denn als der Director die Thür hinter sich hatte, ging's über Tisch und Bänke und ein großer Kerl spazierte eine ganze Tafel entlang, um endlich am äußersten Ende derselben Platz zu nehmen. Man unterhielt sich natürlich laut bei diesem Treiben und so nahm das Schreien und Lärmen kein Ende. Von meiner Wenigkeit nahmen die Herren Tertianer auch nicht die allergeringste Notiz. Nachdem ich dem Treiben eine Weile zugesehen, hielt ich's doch für angezeigt, die Bitte auszusprechen, daß man mich endlich auch zu Worte kommen lassen möchte. Kaum hatte ich dies aber gesagt, da erhob sich ein homerisches Gelächter oder vielmehr Gewieher. Die Buben waren ganz außer sich und ein auf der untersten Bank dicht vor mir stehender Junge lachte so unbändig, daß ihm die hellen Thränen an den Backen herunterliefen und sein Gesicht kirschbraun wurde. Meine Lage war eine ganz verzweifelte und rathlos blickte ich in der Klasse umher. Neben mir stand das Tafelgestell, herabgerollt hing daran die große Wandkarte von Deutschland und dahinter, halb hervorragend, stak das zum Demonstriren zu verwendende spanische Rohr.

Ich wußte damals noch nicht, daß die Hebammen ein Kind, das mit Erſtickungszufällen auf die Welt kommt, durchzuprügeln pflegen, aber mein Inſtinkt gab mir den Gedanken an dieſes heroiſche Mittel ein. Bei dem vor mir ſtehenden Jungen (Lange hieß der Schlingel) war das Lachen nachgerade krampfhaft geworden, ſo daß er nur noch krächzte und mit ſichtlicher Anſtrengung nach Luft ſchnappte. Den Jungen ſehen, das Rohr ergreifen und ihm Eins über die Waden ziehen war das Werk eines Augenblicks. Das änderte die Scene. Der Junge kriegte Luft, ſchrie gellend auf und ſprang wie von der Tarantel geſtochen in die Höhe, um alsbald wie ein Waſchlappen zu Boden zu fallen. Ich achtete auf den winſelnden Buben nicht weiter.

Einen heilſamen Schreck hatte mein energiſches Eingreifen doch über die Anderen gebracht und ich benutzte die eingetretene Stille, um ihnen eine Strafpredigt entgegen zu donnern. Nachdem noch ein großer Bengel, der eine ungehörige Bemerkung in den Bart hineinmurmelte, ein Paar tüchtige Maulſchellen erhalten hatte, war ich Herr der Situation und es ging leidlich bis zum Schluß der Stunde. Später erfuhr ich auch den Grund des heilloſen Lachens. Mein fremdartiger Dialekt hatte es hervorgerufen. Ein ſtark Stück blieb's trotzdem immer.

36. Verſuch, mich auszutrommeln.

Ich werde die traurigen Erlebniſſe in Halberſtadt gleich hintereinander abthun, um mich ſpäter um ſo behaglicher mit den angenehmeren beſchäftigen zu können.

Eines Tages hatte ich in der letzten Vormittagsſtunde Prima und Secunda combinirt und trug Zoologie vor. Es mochte etwa ein Viertel vor Klaſſenſchluß ſein, als ſich ein Primaner mit Geräuſch erhob, ſeine Bücher in die Mappe ſteckte, die Mütze von der Wand nahm und dann der Thür zuging. „Wo wollen Sie hin?" frug ich.

„Ich muß einmal hinunter."

„Und gleich mit Sack und Pack und ohne mich zu fragen?"

„Wir fragen den Director auch nicht und ehe ich wieder komme iſt die Schule doch aus."

„Mag's der Herr Director halten, wie er will; bei mir darf Niemand von der Stelle, der meine Erlaubniß nicht hat."

„Ich muß aber hinunter!" entgegnete er und ſchritt auch wirklich der Thüre zu.

Im Nu war ich vom Katheder, riß die Thür auf, faßte den

Menſchen und warf ihn mit aller Kraft hinaus. Ein dumpfer Fall und ein Aufſchrei folgte, dann war's ſtill. Aber hinter mir ging's los. Alle Füße waren in Bewegung, um mich hinaus zu trommeln. Ich rauchte vor innerer Gluth, die Gläſer meiner Brille waren dick beſchlagen und ich ſah nichts. Ich ging aufs Katheder, wiſchte die Brille ab und ſetzte ſie wieder auf, aber trotzdem waren mir die Augen wie umflort und nur mit Mühe bemerkte ich bei einem Secundaner ſtarke Bewegungen des Oberkörpers, welche ein heftiges Stampfen ſeiner Füße verriethen. Ich ſchloß die Stunde, ſprang aber gleichzeitig zwiſchen die Bänke auf den Uebelthäter los, faßte ihn ins Halstuch und zog ihn wie einen Hammel hervor. Menſch war ich nicht mehr, ich war zum Tiger geworden, ſo daß die Schüler mir ſcheu auswichen und das Weite ſuchten. Jetzt war ich allein, ſchleppte den Secundaner zum Katheder, zog den Rohrſtock hervor und bearbeitete ihn unbarmherzig. Den windelweich gedroſchenen Buben liegen laſſend ging ich auch. Draußen kam mir die Beſinnung wieder und es war mir wie einem Verbrecher zu Muthe. Meine Stimmung beſſerte ſich auch nicht, als ich auf der Straße den hinausgeworfenen Primaner von zwei Schülern fortführen ſah. Er war mit dem Kopfe gegen das Treppengeländer geflogen und dadurch etwas ſchwach geworden. — Das geſchah an einem Mittwoch (mein Notizbuch giebt den 26. Mai an); den Tag werde ich mein Lebtag nicht vergeſſen. Am Donnerstag drauf hatte ich einen freien Vormittag und war den ganzen Morgen zu Hauſe. Da höre ich nach 11 Uhr kommen, es klopft und hereintreten die beiden Uebelthäter von geſtern. Sie kamen, um mir ihr geſtriges Benehmen abzubitten. (Wie ich ſpäter erfuhr, hatte dies ihnen der Director angerathen.) Ich war zunächſt froh, daß ſie noch lebten; trotzdem kriegten ſie's noch derb d. h. heute nur mit Worten, dann verſprach ich's zu vergeſſen. Sie gaben mir die Hand darauf, daß ſo was nicht wieder vorkommen ſollte und die Sache war abgemacht. Nachtragen: das hat niemals in meinem Lexikon geſtanden.

37. Verſuch thätlicher Widerſetzlichkeit.

Während ich in einer Zwiſchenviertelſtunde auf dem Corridor auf- und niedergehe, kommt der Secundaner Schmidt von Schwarzenhorn aus ſeiner Klaſſe und klagt mir, daß man ihn dort geprellt d. h. in die Höhe geworfen und mit den Armen wieder aufgefangen habe. Ich frug, wer der Anſtifter geweſen ſei und er bezeichnete

mir einen gewiſſen L. Nun gehe ich in die Klaſſe und rufe hinein: L., kommen Sie mal heraus! Und was antwortet mir der Bube? „Ich muß erſt mein franzöſiſches Scriptum ins Reine ſchreiben und habe jetzt keine Zeit.“ Da trete ich denn auf ihn zu und gebe ihm eine gehörige Ohrfeige. Da erhebt L. den rechten Arm, um den Schlag zu erwiedern. Doch ich komme ihm zuvor und verſetze ihm mit der geballten Fauſt einen Schlag an die linke Schläfe. L. bricht zuſammen und es war für mich kein Zweifel, daß ich ihn todtgeſchlagen hatte. Bangend ſehe ich zu, wie ihn ſeine Mitſchüler aufrichten und ſiehe da! er erholt ſich wieder und ſein erſter grimmiger Blick trifft mich. Da hielt ich's für gerathen, das volle Erwachen des Betäubtgeweſenen nicht abzuwarten, ſondern zum Director zu gehen und dieſem den Vorfall mitzutheilen. Er berief ſofort eine Conferenz zuſammen und dieſe beſchloß, daß L. relegirt werden ſollte. Der Director zeigte ihm das an und L. ging fort. Bald darauf traten mehrere Secundaner an mich heran und ſagten mir, L. habe die fürchterlichſten Drohungen gegen mich ausgeſtoßen, darum möchte ich in keinem Falle am Abend ausgehen. Ich forderte ſie auf, das, was ſie gehört hätten, dem Director mitzutheilen. Dies thaten ſie auch ſofort in meinem Beiſein und die Folge war, daß der Director der Polizei Mittheilung machte und dieſelbe veranlaßte, den gefährlichen Menſchen ſchleunigſt aus der Stadt zu entfernen.

Wo L. hingekommen und was aus ihm geworden, das habe ich nicht erfahren, aber das weiß ich: wenn ſein Leben eine unglückliche Wendung genommen haben ſollte, ſo habe ich's mit verſchuldet. In meinem ganzen Lehrerleben iſt das die traurigſte Folge meiner Leidenſchaftlichkeit geweſen und ſchwer, ſehr ſchwer habe ich's bereut, daß ich mich vom Zorn ſo weit hatte fortreißen laſſen. Feſt gelobte ich mir deshalb, mich in ſolchen Fällen künftig zu beherrſchen; ich kann aber leider nicht ſagen, daß ich dieſem Vorſatze immer treu geblieben wäre. Glücklicher Weiſe habe ich aber eine ſolche Scene, wie die vorher geſchilderte, nicht wieder erlebt.

38. Bedrohung durch einen jähzornigen Vater.

Der Fall, der eine ſo grauſige Folge hatte, trug ſich an einem Mittwoch zu und zwar in der großen Freiviertelſtunde. Ich hatte von 9—10 Uhr Geographie gehabt und das dabei gebrauchte ſpaniſche Rohr ſpielend in der Hand behalten. Die Schüler tummelten ſich auf dem Platze vor der Schulthür und ich ging ebenfalls hin-

unter. Da mußte ſich's treffen, daß gerade quer vor der Thür eine Röhrenſtrecke aufgegraben worden war und die Schüler nur über eine Bohle nach der Schulthür gelangen konnten. Da ſehe ich denn, daß ein Quintaner einen kleinen Sextaner kopfüber von der Bohle herunter in den Graben ſtürzt. Der Quintaner kehrte mir den Rücken zu, ſo daß ich die günſtige Stellung benutzte, um dem kleinen Böſewicht Eins mit dem Röhrchen zu verſetzen. Aufs höchſte erſchrocken eilte der Junge über den Martinikirchhof ſchreiend davon. — Es kam 12 Uhr heran und ich ging gleich von der Schule aus zum Mittageſſen. Der Zufall wollte, daß ich mich von einem Collegen zu einem längeren Spaziergange überreden ließ und ſo erſt gegen 4 Uhr nach Hauſe kam. Als ich in den Hausflur trat, kam meine Wirthin aus ihrer Stube und ſagte: „Ach, wie bin ich froh, daß Sie über Mittag nicht nach Hauſe gekommen ſind! Der Tiſchler R. war da und gar nicht wieder fortzubringen, denn er wollte Sie durchaus erwarten. Sie hätten ſeinen Jungen geſchlagen und das wolle er Ihnen anſtreichen. Ach, das iſt ein böſer Mann! Er hat ſchon einmal einen Referendar bei den Haaren aus dem dritten Stock bis auf den Hof geſchleift. Er will morgen wiederkommen, aber ich verleugne Sie, denn der Kerl ſchlägt Sie todt.“ — Ich beruhigte meine Wirthin und ſagte ihr, ſie möchte den Mann getroſt heraufkommen laſſen, ich würde ſchon mit ihm fertig werden. Den anderen Morgen (ich bemerkte ſchon, daß ich am Donnerstag einen freien Vormittag hatte) höre ich gegen 9 Uhr Jemand die Treppe heraufpoltern und alsbald wird meine Thür aufgeriſſen. „Sind Sie der infamigte Keerl, der minen Jungen g'ſchlahn hatt?“ u. ſ. w. Ich mag die abſcheulichen Schimpfreden, die er hinzufügte, nicht niederſchreiben. Dabei drang der Wütherich mit ſeinen klobigen Fäuſten auf mich ein, um mich zu packen. Ich hatte ſoeben mit der Papierſcheere ein Couvert geſchnitten und hielt dieſe noch in der Hand. Einen Schritt zurückprallend, hole ich mit der langen und ſpitzen Scheere aus und ſage: „Wenn Sie ſich nicht den Augenblick auf dieſen Stuhl ſetzen, ſo wende ich Ihnen die Scheere im Leibe herum.“ Dabei faſſe ich ihn mit der linken Hand bei der Schulter und drücke ihn auf den Stuhl nieder. Der Mann war offenbar verplüfft über dieſen Empfang und ſetzte ſich wirklich. Nun ging's meinerſeits los. Ich führte ihm nach einigen Kraftausdrücken zu Gemüthe, daß, wenn ich ſeinen Buben nicht von der Bohle verſcheucht hätte, dieſer wahrſcheinlich ſein Kunſtſtückchen wiederholt haben würde. Hätte nun ein Kind den Hals gebrochen, ſo würde er als Vater Ach und

Wehe über mich geſchrieen haben, daß ich ſolchen Unfug geduldet hätte. Der Mann wurde ruhiger und ſagte:

„Ja, ja, et ſin' infamigte Jongens; aber der Hieb is up drei, vier Zoll uppeplatzt un das Blaut is ruter'ſpritzt."

„Das ſchadet nichts und heilt wieder, aber ein gebrochenes Genick wird nicht wieder heil."

„Na nehmen Sei's man nich öbbel; eck bin en Bettchen heftig, abber ok wedder herzensgut. Eck glob et woll, dat ſau'n Schaulmeeſter ſin'n ſchweren Aerger öbber de heilloſen Jongens het. Eck ſeih et ja an min'n Lehrjungen; wenn dä nich jeden Tag ähre tüchtigen Dreſche krie'n, ſau is keen Utkumm'n met dä."

Ich beſtätigte das und wir ſchieden ausgeſöhnt von einander.

39. Meine Anſichten über Schulſtrafen.

Gefliſſentlich habe ich die Fälle, in welchen ich den Stock als Strafmittel anwandte, hinter einander aufgeführt, um die ganze Widerwärtigkeit dieſes Syſtems und ſeiner Folgen auf den Leſer wirken zu laſſen. Ich war damals noch ein junger Mann, habe aber ſeitdem keinem Schüler wieder einen Schlag mit dem Stocke gegeben. Ich war curirt. Mancher College wird Aehnliches erlebt haben; wer aber noch nicht, der nehme ſich ein Exempel dran. Mit den Schulſtrafen iſt's ein eigen Ding und darum kann dieſer Punkt nicht oft genug erörtert werden. Meine Anſichten darüber ſind folgende:

a) Ein Schul-Strafgeſetzbuch iſt undenkbar. Würde eins verfaßt, ſo müßten die Strafen darin nicht, wie im ſtaatlichen, nach dem *Vergehen*, ſondern nach dem *Vollſtrecker der Strafe* bemeſſen werden. Ein ſtrenger Blick des *einen* Lehrers iſt eine empfindlichere Strafe, als die Stockſchläge des *anderen*.

b) Der am häufigſten ſtrafende Lehrer hat die *geringſte* Autorität; der am ſeltenſten ſtrafende aber deshalb nicht die *größte*. Das ſo oft variirte Göthe'ſche Wort läßt ſich wohl hier am treffendſten anwenden: „Sage mir, wie du ſtrafſt, und ich ſage dir, was du als Lehrer werth biſt."

c) Ein Strafmittel iſt kein Univerſalmittel, ſondern ein Specificum. Ein einziger Schlag kann die zart beſaitete Seele *eines* Kindes für immer verſtimmen; beim *andern* kann ſich's nur fragen, ob er kräftig genug war.

d) Bei Unaufmerkſamkeit und Unfleiß ſind körperliche Züchti-

gungen ein falſches Strafmittel und ſelbſt bei dummen Streichen nicht gutzuheißen, wohl aber bei ſchlechten. Doch auch hier nur als letztes Mittel, wenn am Ehrgefühl nichts mehr zu verderben iſt. Läßt ſich das Gift nicht ausgießen, ſo muß wenigſtens der Deckel verlöthet werden. Das ſpaniſche Rohr wird dann zum Löthrohr. —

Unfleiß iſt nur dem Einzelnen zum Schaden, Unſittlichkeit der Geſammtheit; dieſe iſt gemeingefährlich, jener nicht. Unfleiß iſt eine Unterlaſſungs-, Unſittlichkeit eine Begehungsſünde. Ein Faulpelz kann im Uebrigen ein recht guter Junge ſein; er hat an ſeiner Faulheit auch keine Freude, ja er neidet den Fleißigen ihren Fleiß; aber die Indolenz iſt's, aus der er nicht herauskommen kann. Ureigenſter, keiner Anregung bedürfender Fleiß iſt ein ſeltenes Phänomen. Für die meiſten Schüler iſt die Schule ein nicht zu vermeidendes Uebel. Wenn das Schulhaus abbrennt, freuen ſich neunzig von hunderten über die improviſirten Ferien und nur neun bleiben vielleicht indifferent. Dafür hätt' es der hundertſte lieber geſehen, der Schulmeiſter wäre gleich mit verbrannt.

e) „Es folgen ſich in jeder Sache, die man täglich treibt, drei Perioden: in der erſten iſt ſie neu, in der nächſten alt und langweilig, in der dritten keins von beiden, ſondern gewohnt." Dieſen Ausſpruch Jean Paul's ſollte ſich jeder Lehrer merken. Wie ungeduldig iſt der kleine Burſche, ehe die Zeit herankommt, wo er mit Schiefertafel und Bilderfibel nach der Schule wandern kann. Aber die erſte Periode dauert gar nicht lange, oft nur zwei, drei Tage und dann folgt die um ſo längere zweite. Ueber ſie ſoll und muß der Lehrer hinweghelfen. Pferdezüchter und Reitknechte nennen Peitſchenhiebe zwar auch Hülfen, aber es iſt blos infamer Euphemismus. Lehrer, die über jene Periode nur mit dem Stocke weghelfen wollen, haben ſich nur aus einer beklagenswerthen Verkennung ihres Berufs auf ein Schul-Katheder verirrt. Wenn ich die Schwielen eines ſechsjährigen Kindes ſehe, ſo wandelt's mich an, ſolche Rohheit handgreiflich zu züchtigen. — Sorge Jeder, daß in der zweiten Periode der Unterricht nicht alt und langweilig, ſondern friſch und anregend ſei; dann kommt das Kind auch ohne Stock darüber hinweg.

f) Körperliche Züchtigungen der Kinder brechen die Brücke zwiſchen Schul- und Elternhaus ab. Ein durchgeprügeltes Kind bringt Vater und Mutter in Harniſch und gegen den Lehrer auf. Das Vergehen iſt jetzt Nebenſache. Zwar

hat der Vater vorher zum klagenden Lehrer gesagt: „Hauen Sie doch dem Schlingel das Leder voll", aber Wehe ihm, wenn er's wirklich thut. Es ist das die Geschichte vom Wolfe, den die Mutter herbeiruft, um das unartige Kind zu fressen.

Wie leicht Mütter namentlich, selbst bei ganz unbedeutenden Anlässen, in Harnisch gerathen, davon will ich noch ein Beispiel aus meinen Halberstädter Erlebnissen einschalten. Ich hatte, wie ich schon erwähnte, in Quarta bei 104, sage Einhundert und vier, Schülern den lateinischen Unterricht und natürlich auch die Correctur von ebensoviel schriftlichen Arbeiten. Als ich diese eines Tages einsammele, giebt mir der Quartaner L., Sohn eines Schlossermeisters in der Kühlinger Straße, ein ganz beschmutztes Heft ab. Im Aerger gebe ich ihm damit einen Schlag um die Ohren und dabei geht der lockere Heftfaden auf und die einzelnen Blätter fliegen umher. Das war der ganze Anlaß zu der nachmaligen, wahrhaft greulichen Scene. Ich gehe nach Schulschluß gegen 11 Uhr nach Hause und kaum bin ich auf meiner Stube angekommen, als auch schon ein wüthendes Weib in mein Zimmer dringt und einen Höllenlärm macht. Da ich damals das Plattdeutsche noch nicht verstand, so blieb mir der Sinn der Redeflut dunkel und ich entnahm nur so viel daraus: „daß ein so schafköpfiger Lehrer den „Diwel" wüßte, wie sauer ein Groschen zu verdienen sei." Da das Weib trotz meiner wiederholten Aufforderung das Zimmer nicht verließ, sondern mir vielmehr immer näher auf den Leib rückte, so entschlüpfte ich ihr durch einen Seitensprung und gab ihr meine Stube preis. Als ich auf den Flur komme, sehe ich, daß sämmtliche Schuhmachergesellen meines Wirthes aus der auf demselben Flur befindlichen Werkstatt getreten sind und dem Lärme zuhören. „Ach, befreien Sie mich doch von dieser Bestie." Kaum hatte ich diese Bitte ausgesprochen, so packten schon zwei stämmige Gesellen das Weib, hoben sie in die Höhe und stürmten mit ihr trotz ihres entsetzlichen Geschreies die zwei Treppen so rasch hinunter, daß ich nicht anders glaubte, sie müßten allesammt den Hals brechen. Ich lief rasch nach und rannte im ersten Stock beinahe den dort wohnenden Maler Hasenpflug um, den der Höllenlärm ebenfalls auf den Flur getrieben hatte. Unten sah ich noch, daß die Gesellen das Weib mitten auf der Straße absetzten und der Lehrjunge Gottlieb ihren mit Möhren und Kohlrabi vollgepfropften Marktkorb neben sie stellte. Als sie sich befreit sah, fing sie aufs Neue an zu schimpfen, so daß auf der Straße ein völliger Auflauf stattfand. Mein Wirth Gens, der ebenfalls aus seinem Zimmer herausgestürzt war, sagte deshalb zu seinem Werkführer: „Christian, holen Sie 'mal das Weib wieder rüber." — Ein Sprung, ein Griff und Christian hatte das Weib wieder in den Hausflur spedirt. „Gottlieb, geh' mal geschwind zum Polizei-Commissar Caspar und sag' ihm, er solle das Weib abführen lassen!" Kaum hatte Gens diese Worte gesprochen, so schrie sie: „Gottlieb, bleib' da, ich will ja ruhig fortgehen, laßt mich nur los!" Man ließ sie los und sie schlich sich an den Häusern fort, um dann in der kleinen Seitengasse, welche den Breitenweg mit der Kühlingerstraße verbindet, zu verschwinden.

g) Trotz! Das ist ein schlimmer Casus in der Schule. Es giebt Buben, denen selbst bei der empfindlichsten Strafe keine Thräne abzupressen ist. Natürlich geht dann die Züchtigung ihren Gang

fort, denn der Junge ſoll mürbe werden. Geſetzt aber, dieſer hält's eine Secunde länger aus, als der Lehrer: was dann? Der Schüler bleibt der Sieger und ſeinen Mitſchülern leuchtet er als Märtyrer vor. Erreicht iſt alſo nichts, wenigſtens nichts Gutes, aber der angerichtete Schaden iſt unberechenbar. — Und wenn der Gezüchtigte durch das Uebermaß des Schmerzes auch mürbe geworden! — Noch einen ſolchen Sieg und der Lehrer iſt ruinirt. Man mache kein Halloh darüber, wenn ich ſage, daß hinter'm Trotz ein Charakter ſteckt Er iſt die falſche Definition des Begriffs: Ehrgefühl. Jean Paul war kein Schulmann und doch kannte er die Kindesſeele beſſer, wie Mancher, der es iſt. Er ſagt: „Der Knabe ſoll ſeinen Schmerz trocken hinunterwürgen; ein Mädchen mag ein Paar Tropfen nachtrinken." — Meine Meinung iſt das auch.

h) Daß der Schulmeiſter im Luſtſpiel zur Karrikatur geworden iſt und die Rolle der komiſchen Figur ſpielen muß, das hat er lediglich durch ſeinen Stock zu Wege gebracht. — Wenn Ihr vor einer Schule vorbeigeht und ſeht durchs Fenſter den auf- und niederfahrenden Stock und hört das Zetermordio eines geprügelten Jungen, was empfindet Ihr da? — Die Hand aufs Herz: Ihr geht mit Grauen vor ſolchem Lehrer und ſolcher widerwärtigen Scene raſch weiter. —

i) „Strafe nicht im Affect, ſondern erſt, wenn du wieder ruhig geworden biſt!" Ich habe ſo was irgendwo geleſen, 's iſt aber eine ganz abſcheuliche Regel. Die Strafe iſt kein Wein, der durch Aufheben beſſer wird, ſondern eine Medizin, die friſch genoſſen werden muß. Die Hauptſache iſt ja, daß der Uebelthäter die Entrüſtung und den Seelenſchmerz des Lehrers ſehe. Mir iſt erzählt worden, daß der Mathematiker Foocke Hoyſen Müller in Brandenburg die zu beſtrafenden Schüler ſtets erſt drei, vier Tage nach dem Vorfalle durchgeprügelt habe. Für ſolche Praxis habe ich kein Verſtändniß, denn wie hätte ich nach verrauchtem Zorn noch züchtigen können!

40. Ungeſunde Zuſtände.

Ich war in Halberſtadt dritter Lehrer ohne Ordinariat mit einem Gehalte von 200 Thalern. Hätte ich das Glück gehabt, in die zweite Lehrerſtelle aufzurücken, ſo wär' es ganz daſſelbe geblieben, denn mit dieſer war ebenfalls nur ein Gehalt von 200 Thalern

verbunden, während der erste Lehrer 300 Thaler hatte. Wir drei waren außer dem Director die einzigen wissenschaftlichen Lehrer, während die Ordinarien von Quarta, Quinta und Sexta Elementarlehrer waren. Von diesen hatte sich der Quintus durch eigenes Studium befähigt, auch französischen und englischen Unterricht zu ertheilen. Der Quartus Schade war pecuniär am besten gestellt, denn er hatte 400 Thaler Gehalt. Derselbe war nämlich nur um diesen Preis zu bewegen gewesen, eine Privatschule mit Schülern aus den besseren Ständen in der höheren Bürgerschule aufgehen zu lassen. Der Quintus hatte 380 Thaler und der Sextus 200 Thaler Gehalt. Bei diesen traurigen Gehaltsverhältnissen waren die Lehrer, namentlich die verheiratheten, gezwungen, Nebenerwerb zu suchen. Diesen fanden sie vorzugsweise in den sogenannten Arbeitsstunden. Die betreffenden Lehrer hatten zu diesem Zwecke vollständige Klassenzimmer in ihren Wohnungen eingerichtet und hielten darin so ziemlich mit ihren ganzen Klassen die Arbeitsstunden ab. Daß diese Stunden was ganz Erkleckliches einbrachten, das zu bemerken, hatte ich ganz zufällig Gelegenheit. Ich fand nämlich am 1. Juli 1841 ein Buch auf dem Katheder einer Klasse, welches der Lehrer hatte liegen lassen, der die vorhergehende Stunde gehabt hatte. Als ich dasselbe untersuchte, fand ich, daß ein dickes Pack Quittungen à 11 Thaler pro II. Quartal drin lagen. Gezählt habe ich sie nicht, aber es mochten 30 bis 40 sein. Wahrscheinlich war das Monatshonorar 4 Thaler und wegen der Osterferien 1 Thaler in Abrechnung gebracht worden. Es wurde mir versichert, daß Einer der Lehrer sein Arbeitsstundengeld jährlich auf 1500 Thaler gebracht habe. Dieses Unwesen war gewissermaßen als ein unvermeidliches Uebel dermaßen in das Elternbewußtsein getreten, daß sich der Tuchhändler Hoffbauer höchlichst verwunderte, als ich ihm auf seine Frage, wann ich für meine Lectionen die Arbeitsstunden hielte, erwiederte, daß ich keine halten würde.

Aber auch in anderer Beziehung waren die Zustände ganz absonderlich. So machten blos die Ordinarien nach eigenem Gutdünken die Versetzungen, schrieben auch die Censuren, ohne die sonst noch in der Klasse unterrichtenden Lehrer zu fragen. Da ich nun kein Ordinariat bekleidete, so hatte ich in diese Dinge gar nichts mit hineinzureden. Das war mir nun in der That außer allem Spaße und darum drang ich mit aller Macht darauf und setzte es auch schließlich durch, daß die Versetzungen und Censuren in Conferenzen berathen wurden. Auch wußte ich den Director zu vermögen, daß

gedruckte, die einzelnen Lehrfächer namhaft machende Censurformulare von den betreffenden Lehrern ausgefüllt wurden. Welche Willkürlichkeiten man sich namentlich bei den Versetzungen erlaubte, davon möge nur ein Beispiel Erwähnung finden. Bei der Versetzung aus Quinta nach Quarta war ein Schüler sitzen geblieben, zu dessen Familie der Quartus in naher Beziehung stand. Um dieser gefällig zu sein, sagt er dem Knaben, er sollte nach den Ferien nicht wieder nach Quinta gehen, sondern nach Quarta kommen. Der Knabe verkündet in Folge dessen seinen Eltern, er sei mit versetzt worden, und wandert nach Ostern (1842) nach der Quarta. Das wird natürlich sofort dem Quintus hinterbracht und dieser meldet es dem Director und verlangt, daß der Knabe wieder nach Quinta gesetzt werde. Und was thut der friedliebende Director? Er sagt: „I, lassen Sie es doch gut sein! Auf einen Jungen mehr oder weniger wird's Ihnen ja nicht ankommen. —" So blieb denn der Knabe richtig in Quarta.

41. Mein geographischer Unterricht.

Ich nahm schon Gelegenheit zu erwähnen, daß die K. Prüfungs-Commission mit dürren Worten erklärt hatte, daß ich in der Geographie nicht unterrichten könne. Trotzdem wurde mir dieser Unterricht übertragen und noch dazu in den drei oberen Klassen. Seit meiner Schulzeit hatte ich in der Geographie nichts gethan und selbst damals nur blutwenig, da ja dieser Gegenstand auf der Domschule zu Naumburg nur in Quarta und Quinta getrieben wurde. Es stand deshalb zu erwarten, daß meine Schüler mehr wußten als ich, und daß ich mich gründlich blamiren würde. Dem mußte ich vorbeugen und darum hielt ich's für's Beste, meinen Schülern, wenigstens den Primanern und Secundanern, offen zu sagen, wie es mit mir stünde. Das that ich denn auch und fügte hinzu, wir wollten nun zusammen lernen, das würde einen recht frischen Wetteifer geben. Ich sah den Gesichtern der Schüler an, daß sie meine offene Sprache gut aufgenommen hatten und ich glaubte zu bemerken, daß sie Verlangen trugen, in den Wettkampf mit mir einzutreten.

Als ich gegen den Director meine Bedenken wegen Uebernahme des geographischen Unterrichts geäußert hatte, sagte er: „Ach, sind Sie doch nicht ängstlich! Die Schüler wissen auch nichts und darum können Sie gleich in allen drei Klassen dasselbe nehmen." Das kam mir sehr gelegen, denn es erleichterte mir meine Arbeit wesentlich. Im Einverständnisse mit dem Director wählte ich Deutsch-

land. Nun wäre es wohl in der Ordnung gewesen, daß ich mich zuvor etwas um die Methode bekümmert hätte, aber theils wußte ich nicht, wo ich das Material dazu finden sollte, theils hielt ich überhaupt nicht viel von methodischen Universalmitteln, kurz ich folgte meiner eigenen Methode. Diese bestand nun darin, daß ich mir die Karte von Deutschland durch Parallellinien in Quadrate zerlegte und dann in der Schule stückweise mit Kreide auf die schwarze Tafel zeichnete. Ich stellte mich zu Anfang auf das Fichtelgebirge, weil dies so ziemlich in der Mitte Deutschlands liegt und ging dann den vier Flüssen Saale, Main, Naab und Eger nach. Ich verfuhr also zunächst hydrographisch, setzte dann die Städte an die Flüsse und ergänzte später die Gebirgszüge und die politischen Grenzen. Von den Schülern verlangte ich, daß sie in Quadrate getheilte Quartblätter mitbrachten und das Kartenbild nachzeichneten. So ging denn die Sache ganz prächtig und als ich Ostern 1842 beim öffentlichen Examen Geographie gehabt hatte, schlug mich der durch seine tüchtigen geographischen Studien bekannte Oberprediger Tacke auf die Schulter und sagte: „Ich bin erstaunt, was Ihre Schüler wissen!“

42. Mein erstes Debüt als Schriftsteller.

Die Veranlassung zu meiner schriftstellerischen Jungfern-Arbeit war eine ziemlich curiose. Im Spätherbst 1841 hielt nämlich der Consistorial- und Schulrath Zerrenner eine Schulrevision ab und wohnte auch in der Secunda dem Unterricht in der Chemie bei. Ich war gerade bei den Phosphor-Verbindungen angekommen und bei Zerrenner's Eintreten damit beschäftigt, Phosphorwasserstoff darzustellen. Während sich meine in ein Sandbad gesetzte und mit Aetzkalilösung angefüllte Retorte, in welche ich ein Stückchen Phosphor geworfen hatte, erhitzte, erläuterte ich den Prozeß. Alsbald wurden auch die Detonationen der in die Luft steigenden Gasblasen hörbar und es zeigten sich die prächtigen schneeweißen Ringe. Zerrenner schien so was noch nicht gesehen zu haben, denn er sprach seine unverholene Freude über das wohlgelungene Experiment aus. Dieses hätte übrigens leicht noch ein übles Ende nehmen können, da in Folge eines Stoßes an den Tisch etwas Aetzkalilösung aus der Retorte floß und die Gasblasen schon anfingen, sich in der Retorte selbst zu entzünden. Zum Glück bemerkte ich den Unfall sofort und verhütete durch rasche Entfernung der Spirituslampe und des Sandtellers das Explodiren der Retorte. Ich sprach nun noch über die

Zündhölzer-Fabrikation und ließ meinem Famulus Immeckenberg ein Stückchen Phosphor mit chlorsaurem Kali in Löschpapier wickeln und durch einen Schlag mit dem Hammer entzünden. Der Schelm hatte offenbar eine etwas reichliche Dosis genommen, denn es entstand ein Knall, als wenn das ganze Schulgebäude einstürzen sollte. Obgleich ich auf diesen Knalleffect vorher aufmerksam gemacht hatte, so war doch der alte Herr darüber heftig erschrocken. Trotzdem sprach er mir am Schlusse der Lection seine Befriedigung über den klaren Vortrag, sowie über die wohlgelungenen Experimente aus.

Noch an demselben Tage hatte Zerrenner auch gegen den Director sich lobend über mich ausgesprochen und zu ihm gesagt, ich schiene ihm ganz das Zeug zur Bearbeitung eines Schulbuchs für Chemie, an dem es eigentlich noch fehle, zu haben. Der Director unterließ nicht, mir das ganz brühwarm zu hinterbringen und mir die Bearbeitung eines solchen Buchs dringend anzuempfehlen. Ich muß gestehen, daß, wenn ich damals schon Schriftstellergedanken gehabt hätte, ein Lehrbuch der Chemie gewiß das allerletzte gewesen wäre, an das ich gedacht hätte. Ich hatte zwar bei Schweigger und Steinberg Chemie gehört, bei letzterem auch ein Wenig im Laboratorium gearbeitet; aber ein Buch über Chemie zu schreiben, das wäre mir doch ein ganz ungeheuerlicher Gedanke gewesen. Jetzt hatte aber ein Consistorialrath diesen Gedanken ausgesprochen und darum leuchtete mir meine Befähigung dazu nach und nach selbst ein. Und in der That, ich ging flugs ans Werk, arbeitete Tag für Tag und brachte schließlich meinen Grundriß der Experimentalchemie zu Stande. In dem Buchdruckerei-Besitzer Dölle, der einen Schulbücher-Verlag hatte, fand ich einen Verleger, der mir für das zwölf Bogen starke und prächtig ausgestattete Werk in runder Summe 8 Friedrichsd'or zahlte.

Wäre mir damals bei der Phosphorwasserstoff-Darstellung die Retorte gesprungen und vielleicht dem Consistorialrath ein Stückchen Glas ins Gesicht geflogen, so hätte aller Wahrscheinlichkeit nach meine Schriftstellerei mit keinem Lehrbuche der Chemie begonnen; ja vielleicht wäre sie ganz unterblieben. In Betreff der Chemie wäre das ganz gut gewesen, denn das Buch ist längst vergessen, obgleich ich noch heute glaube, daß es richtig angelegt war.

Da ich einmal ins Schriftstellern gekommen war, so schrieb ich gleich noch eine Mathematische Formenlehre hinterdrein, für welche mir Dölle 30 Thaler Honorar zahlte. Das acht Bogen starke Werkchen hat im Allgemeinen das Schicksal seines Vorgängers

gehabt, denn es ist ebenfalls verschollen. Hier mag jedoch Dölle allenfalls noch auf seine Kosten gekommen sein; bei der Chemie hat er aber sein baares Geld zugesetzt. Was mich betrifft, so behielt ich von dem Verdienste auch blutwenig übrig, da Dölle mich drängte und schließlich auch bestimmte, nachträglich noch zu promoviren. Er war nämlich der Ansicht, daß der Doctor-Titel das Buch mit vertreiben helfen würde. Wie er sich darin irrte, habe ich bereits erwähnt. Daß ihn bei solchen traurigen Erfahrungen keine besondere Lust anwandeln konnte, sich mit meinen literarischen Unternehmungen noch weiter zu befassen, ist begreiflich. Wollte ich also weiter schreiben, so mußte ich mir auch einen anderen Verleger suchen.

43. Meine erste journalistische Thätigkeit.

Im Winter von 1841 bis 42 kam eine Schauspieler-Gesellschaft nach Halberstadt und der Buchdruckerei-Besitzer Dölle hatte ein Partout-Billet für einen Kritiker erworben, der die Darstellungen in dem von Dölle herausgegebenen Tageblatte besprach. Da dieser jedoch nichts von Musik verstand, so trug Dölle mir die Kritiken über die Opern-Vorstellungen auf. Der Schauspiel-Director Isouard hatte bei der Acquisition von Opernkräften kein besonderes Glück gehabt und darum waren die Leistungen auch ziemlich mangelhaft. Da ich in der strengen Schule meines Lehrers Claudius erzogen war, so beleidigte mich jeder Mißton und jeder falsche Einsatz aufs Höchste und ich machte meinem Unmuthe in der schonungslosesten Weise Luft. Das Opernpersonal hatte den Recensenten bald ausgekundschaftet und verfolgte mich mit dem glühendsten Hasse. So hatte mir namentlich ein vierschrötiger Bassist, dessen Darstellung des Bürgermeisters von Saardam ich scharf gegeißelt hatte, geradezu den Tod geschworen, so daß ich ohne Begleitung nicht mehr wagte Abends auszugehen. Es war deshalb hohe Zeit, daß ich von Halberstadt fortkam.

44. Nacht und Morgen.

Bereits Ende Februar des Jahres 1842 bekam ich vom Director des Gymnasiums in Torgau, Prof. Müller (nachmals Probst am Kloster in Magdeburg) nachfolgenden Brief:

Geehrter Herr,

Was haben Sie in Ihrer jetzigen Stelle für Gehalt und würden Sie bei einiger Verbesserung hierher gehen? Es scheint, daß

der Dr. Arndt nach Brandenburg geht, da brauchen wir einen tüchtigen Mathematiker. Als ſolchen empfiehlt Sie mir Herr Dr. Schaub unterm 22. d. Schreiben Sie Herrſchaftliche Schulſachen aufs Couvert und frankiren Sie nicht. Ergebenſt

Prof. Müller, Director des Gymnaſiums in Torgau.

Ich wußte beſſer als der Herr Director, daß die „Herrſchaftlichen Schulſachen“ ohne Amtsſiegel den Brief nicht frei paſſiren ließen, folgte aber der Anweiſung und frankirte nicht. Ich antwortete ebenſo lakoniſch: „Mein Gehalt iſt ſchlecht, habe ich dort mehr als 200 Thaler, ſo komme ich hin.“ Gleichzeitig verſäumte ich nicht, an den Schulrath Dr. Schaub zu ſchreiben und ihm für ſeine Empfehlung meinen Dank zu ſagen.

Director Müller ließ mich nicht lange auf Antwort warten. Er ſchrieb mir, die Stelle ſei mit 450 Thalern dotirt, wozu noch Gratificationen kämen. Die Sache habe er bereits mit dem Bürgermeiſter Bärwinkel in Richtigkeit gebracht und ich möchte, um der Form zu genügen, nur noch eine Meldung zu der qu. Stelle mit meinen Zeugniſſen an den Magiſtrat in Torgau ſchicken. Zum Schluſſe forderte er mich auf, mich ja ſo einzurichten, daß ich ſpäteſtens Sonntag den 3. April in Torgau einträfe. Gleichzeitig frug er an, ob ich die Wohnung des Dr. Arndt beziehen wolle.

Ich jubelte laut auf bei dieſen glänzenden Ausſichten und lief ſchleunigſt zum Director Siderer, um dieſen von meiner Berufung in Kenntniß zu ſetzen. Dieſer war nicht wenig überraſcht und erwiederte: „Ja ich möcht' es Ihnen ſchon gönnen, aber ich glaube kaum, daß Sie der Magiſtrat von Ihrem Anſtellungs-Vertrage, nach welchem Sie ein halbes Jahr vorher kündigen müſſen, entbinden wird.“ — Mir fielen die Arme am Leibe herunter, denn an dieſe fatale Kündigungsfriſt hatte ich mit keiner Silbe gedacht. Meine trübſelige Miene ſchien den Director zu rühren, denn er fuhr theilnehmend fort: „Wenn Sie uns einen tüchtigen Nachfolger verſchaffen könnten, ſo ließe ſich's ja vielleicht machen. Sprechen Sie doch einmal mit dem Oberbürgermeiſter.“ Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen und eilte davon. Unterwegs dachte ich darüber nach, wen ich wohl in Vorſchlag bringen könnte und fiel ſofort auf meinen Freund Benicken in Naumburg. Als ich von dort weggegangen war, hatte man doch eingeſehen, daß es ohne eine neue Lehrkraft nicht ging, und darum auf meinen Vorſchlag den ebengenannten Benicken angenommen. Jetzt ſollte derſelbe auch in Halberſtadt

mein Nachfolger werden. Er hatte Mathematik und Naturwiſſenſchaften ſtudirt und war dabei ein tüchtiger Lehrer, was wollte alſo der Magiſtrat mehr! Ich kam zum Oberbürgermeiſter von Brünken und erhielt von ihm dieſelbe Antwort, wie vom Director. Nun rückte ich mit meinem Vorſchlage in Betreff Benicken's heraus. Er antwortete: „Nun, wenn der junge Mann gute Zeugniſſe bringt, ſo kann ſich's ja vielleicht ermöglichen laſſen.“ Ich empfahl mich und ſchrieb, zu Hauſe angekommen, ſofort an Benicken. Dieſer ſagte umgehend zu und ſo wurde denn dieſe Schwierigkeit beſeitigt. Der Schulſchluß erfolgte und ich eilte Tags vor dem Palmſonntage nach Naumburg, um meiner Braut mein Glück zu verkündigen. Wir ſchwammen Beide in Entzücken und beſprachen natürlich die alsbaldige Verheirathung und die Erſparniſſe, die wir an der ungeheuren Summe von 450 Thalern machen würden. Seligere Tage, als die vom Palmſonntage bis zum Gründonnerstage 1842 habe ich wohl kaum wieder erlebt; aber am letztgenannten Tage früh 10 Uhr nahm die Freude ein Ende mit Schrecken. Der Poſtbote brachte mir einen Brief, der das Siegel des Gymnaſiums in Torgau trug. Ich öffnete ihn mit klopfendem Herzen und las. Daß mich der Schlag nicht gerührt hat, wundert mich noch heute. Der Director ſchrieb mir nämlich: „Zu meinem Bedauern habe ich Ihnen mitzutheilen, daß der Dr. Arndt nicht nach Brandenburg geht, ſondern vorgezogen hat, hier zu bleiben. Er hat nämlich die Verhältniſſe dort ſo mißlich gefunden, daß er auf eine Anſtellung daſelbſt freiwillig verzichtet hat. Somit iſt es denn auch unmöglich geworden, Sie hieher zu ziehen, indeß zweifele ich nicht, daß es Ihnen bald gelingen wird, eine Ihren Kenntniſſen und Fähigkeiten angemeſſene Stellung zu erringen. Punktum.“

Was ich in den nächſten vierundzwanzig Stunden ausgeſtanden habe, das will ich meinem Todfeinde nicht gönnen. Die Donnerstags-Nacht war namentlich furchtbar, denn es kam mir kein Schlaf in die Augen. War ich mir's doch mit Grauſen bewußt, daß ich zur Zeit gar nichts war und gar nichts hatte. Es war möglich, daß Benicken ein Einſehen hatte und blieb, wo er war, und ich wäre wieder hingegangen, wo ich geweſen. Recht zu Sinne ging mir's aber nicht. Da mit einem Male blitzte es hinein in meine dunkle Nacht und in Flammenſchrift ſtand vor mir der Name „Schaub“. War dieſer nicht an der ganzen Geſchichte ſchuld? Hätte er mich nicht nach Torgau empfohlen, ſo wäre ich nicht in dieſe Calamität gekommen. Deshalb hat er aber auch die Pflicht für dich zu ſorgen. —

Dieſe Schlußfolgerung erſchien mir ganz evident und darum nahm ich mir vor, in der nächſten Nacht mit der Poſt nach Halle und von da am Sonnabend nach Magdeburg zu fahren, um dem Schulrathe mein Leid zu klagen. — Unter dieſen Gedanken verbrachte ich die Nacht und es kam endlich der Morgen und ſchließlich auch die verhängnißvolle zehnte Stunde heran. Schon wieder der Poſtbote mit einem Briefe. Dieſer trug diesmal das mir wohlbekannte Siegel der Francke'ſchen Stiftungen in Halle, während die Adreſſe von der mir ebenſo wohlbekannten Hand des Inſpector Ziemann herrührte. Dieſer frug nämlich an, ob ich geneigt wäre, die nächſtens vacant werdende Stelle des Mathematikus und zweiten Collegen an der Realſchule anzunehmen. „Ihre erſprießliche Wirkſamkeit," ſo ſchloß der Brief, „als Hilfslehrer an meiner Schule, hat mich mein Augenmerk zunächſt auf Sie richten laſſen. Das Gehalt der Stelle beträgt 380 Thaler." — Jetzt war alles Leid vergeſſen und Jubel und Freude waren wieder bei uns eingekehrt. — Der Brief war über Halberſtadt gekommen und ziemlich lange unterwegs geweſen, drum galt's: raſch antworten. Ich überlegte, daß perſönliche Vorſtellung das Beſte ſei, darum ſetzte ich mich auf die nächſte Poſt und fuhr nach Halle. Der Inſpector Ziemann, zu dem ich zuerſt ging, ſprach ſein Bedauern aus, daß er mich nicht für ſeine Schule acquiriren könne, da ich nach Torgau ginge. Als ich erwiederte, daß ich nicht dahin ginge, ſondern nach Halle kommen wolle, war er aufs höchſte überraſcht und bemerkte, daß Schaub ihm doch geſagt, ich würde die Stelle in Halle nicht annehmen, da ich mich bei ihm für ſeine Empfehlung nach Torgau bereits bedankt habe. Nachdem ich ihm die veränderten Verhältniſſe mitgetheilt hatte, rieth er mir, zum Director Niemeyer zu gehen und mit dieſem zu ſprechen, da bereits eine andere Perſönlichkeit für die vacante Stelle in Ausſicht genommen ſei. Ich that das natürlich auf der Stelle und erfuhr von Niemeyer, daß glücklicher Weiſe noch keine weiteren Schritte gethan worden ſeien, da der jetzige Mathematikus Dr. Dippe ſeine Stellung erſt zu Pfingſten aufgäbe. Niemeyer ſchrieb mir nun eine offizielle Vocation, mit welcher ich ſeelenvergnügt wieder nach Naumburg reiſte. Da dort für Beniken nicht gleich Erſatz zu finden war, ſo verabredeten wir, daß er erſt zu Pfingſten in Halberſtadt eintreten ſolle und ich bis dahin noch dort bliebe. Ich ſchrieb's dem Director und der war's zufrieden. So kehrte ich denn wieder nach Halberſtadt zurück und blieb dort bis Pfingſten.

45. Motive und Stimmungen beim Schriftstellern.

Wenn wir genaue Kenntniß hätten von den Veranlassungen und Stimmungen, unter denen die Geistesprodukte der verschiedenen Schriftsteller zu Stande gekommen sind, so würden wir diese Produkte gar vielfach mit ganz anderen Augen ansehen und ich vermuthe, daß sie uns im Allgemeinen in einem ungünstigeren Lichte erscheinen würden. Hieraus mag es sich auch erklären, daß sich selten ein Schriftsteller herbeiläßt, über die Motive für seine Schreiberei sich auszulassen, und daß dem Leser statt des wahren Sachverhalts nur die stereotype Lüge von dem „lange und tiefgefühlten Bedürfnisse" in den Vorreden begegnet.

Was meine Schriften*) anlangt, so weiß ich ganz genau, daß ich durch Darlegung ihrer Entstehungsgeschichte jeglichen Nimbus, der sie etwa umgeben möchte, selbstmörderisch abreiße. Doch daraus mache ich mir wenig, da ich meinen Ruhm in meiner Schriftstellerei nicht suche. Ich fürchte nicht, daß man in diesem Ausspruche diejenige Sorte von Bescheidenheit finden werde, hinter der sich gemeiniglich gerade der ächte Schriftsteller-Hochmuth zu verstecken sucht.**)

Doch warum thue ich das? Weil ich es für gut halte, daß auch einmal in die Werkstätten des Kleinschriftstellerthums, vor denen der Literarhistoriker stolz vorübergeht, ein Blick geworfen werde. Was bei mir Motiv und Stimmung gewesen, das war's bei tausend Anderen auch, und dadurch, daß ich's eingestehe, erspare ich das Geständniß den Uebrigen. Meine Stimmung war diejenige, welche der fortwährende Kampf um's liebe Leben hervorbringt, und mein Motiv der Wunsch, etwas zu verdienen. Obgleich ich in der zehnjährigen Periode von 1842 bis 1851 sechsundzwanzig selbständige Schriften herausgab und daneben hunderte von Zeitungs-Aufsätzen schrieb, so habe ich doch jenen Wunsch nur in sehr bescheidenem Maße erfüllt gesehen.

---

*) Ich rede hier natürlich von denen, die ich während meiner Lehrerzeit verfaßt habe.

**) Um jeden Verdacht einer zur Schau getragenen Bescheidenheit von mir zu entfernen, will ich hier gleich erklären, daß ich von den Schriften der späteren Periode eine viel bessere Meinung habe. Ich entblöde mich nicht zu sagen, daß ich durch meine Schriften über das praktische Lebensversicherungsgeschäft einen neuen Zweig der Literatur geschaffen und fast auch nur allein cultivirt habe. Es ist das ein Gebiet, das ich vollständig beherrsche und wo ich also auch mitreden kann. — Das klingt gewiß mehr nach Selbstlob, als nach Bescheidenheit; doch gilt mir diese auch als eine ziemlich zweifelhafte Tugend.

46. Mein erstes Jahr als Mathematikus.

Wie ich schon erwähnte, siedelte ich Pfingsten nach Halle über und sollte es nicht wieder verlassen. Als ich mich beim Inspector Ziemann meldete, sagte er: „Wie ich höre, haben Sie ein Lehrbuch der Mathematik geschrieben?“ Ich antwortete: „Nein, nur eine mathematische Formenlehre.“ Die Frage hatte aber gezündet und ich dachte bei mir, warum solltest du das nicht auch können! Im Uebrigen gestehe ich, daß wenn ich ein Schuldirector wäre, würde ich von jedem meiner Lehrer verlangen, daß er für sein Lehrfach auch ein Lehrbuch schriebe, — natürlich nicht auch gerade drucken ließe. Als ich noch Student war, bat ich einmal den Professor Germar, er möchte mir ein Buch über Versteinerungskunde vorschlagen. Er erwiederte: „Schreiben Sie doch selbst eins!“ Ich hielt das damals für einen Scherz und hab's auch nicht gethan, bin aber später doch zu der Ueberzeugung gekommen, daß das scribendo discimus ebenfalls eine Wahrheit ist. Es ist gar keine Frage, daß wenn man etwas mit der Absicht niederschreibt, es durch den Druck zu veröffentlichen, man sich doch etwas mehr zusammennimmt, als wenn man's nur für den Privatgebrauch aufs Papier wirft. Damit will ich indeß mein Unterfangen, ein Lehrbuch der Mathematik zu schreiben, keineswegs rechtfertigen, ja ich erkläre ganz offen, daß ich damals noch nicht den geringsten Beruf dazu hatte. Auf der Domschule zu Naumburg hatte ich zwar in der Mathematik etwas geleistet, hatte dann in Halle höhere Mathematik und Naturwissenschaften studirt, dann ebendaselbst in historischen und naturwissenschaftlichen Fächern unterrichtet, dann in Naumburg ein Jahr lang den mathematischen Unterricht durch alle Klassen vertreten und endlich in Halberstadt wieder nur naturwissenschaftlichen und geographischen Unterricht ertheilt. Meine ganze Vorbereitung zur Herausgabe eines Lehrbuchs der Mathematik beschränkte sich also auf mein Probejahr in Naumburg und meine gegenwärtige Lehrthätigkeit. Daß ich besondere Studien gemacht hätte, kann ich ebenfalls nicht behaupten und darum war mein Unternehmen eine Dreistigkeit ohne Gleichen. Ehe ich jedoch mit der Bearbeitung eines Lehrbuchs der Mathematik begann, hatte ich etwas Wichtigeres zu thun, nämlich mich zu verheirathen. Nun wuchsen zwar in dem Garten der Liebe, welchen mir meine Frau als Mitgift zubrachte, allerlei Blumen, aber keine Brotfruchtbäume, und Hunger ist nach Kotzebue das Grab der Liebe. Bei den geringen Ansprüchen, die wir Beide ans Leben machten, hätte nun

zwar mein Einkommen wohl hingereicht, aber zur Befriedigung von Gläubigern (aus meiner Studentenzeit her) bot es die Mittel doch nicht. Wie Kaufleute, welche mit Unterbilanz arbeiten, schließlich aufhören, Buch und Rechnung zu führen, so war auch ich gar wenig neugierig, den wahren Status meiner finanziellen Verhältnisse kennen zu lernen. Um so neugieriger war in diesem Punkte meine Frau (man weiß ja, wie Frauen sind!) und drang diese fort und fort in mich, alle meine Verbindlichkeiten einmal zu Papiere zu bringen und mit meinen Gläubigern ein Verfahren einzuleiten. So that ich's denn, wenn auch mit schwerem Herzen, und war nicht eben sonderlich erbaut durch die Entdeckung, daß mein Gewinn- und Verlust-Conto mit einem Defizit von 680 Thalern abschloß. Hierbei war natürlich noch Irrthum vorbehalten und in der That zeigte sich später, daß mein Gedächtniß nicht ganz treu gewesen war. — Ein Tilgungsverfahren kam nicht zu Stande, weil man die von mir ausgeworfene Amortisationsquote zu winzig fand und darum mußte mit jedem Einzelnen paktirt und überhaupt temporisirt werden. Das in Aussicht stehende Honorar für eine literarische Unternehmung spielte dabei natürlich die Hauptrolle, — beim Versprechen nämlich, beim Bezahlen freilich weit weniger.

Mit der Ausarbeitung des Lehrbuchs der Planimetrie, womit ich anzufangen gedachte, ging's übrigens nicht so rasch, als ich mir eingebildet hatte, denn ich begriff sehr bald, daß ich erst Studien machen müsse. Um deswillen verschaffte ich mir die neuesten Schriften über Geometrie und las diese sorgfältig durch, ehe ich die Feder zum Schreiben des eigenen Lehrbuchs ansetzte. Ueber diesen Studien ging der Sommer hin und das Winterhalbjahr begann. Obgleich nun die meisten meiner Schriften Winterwaare sind, so ging's doch in der ersten Hälfte des Wintersemesters nicht recht vom Flecke. Zum Theil kam das daher, daß ich Pensionäre in mein Haus genommen hatte und diesen den größten Theil meiner freien Zeit widmen mußte, dann aber verfiel ich gegen Ende des Jahres 1842 in eine schwere Krankheit und lag über zwei Monate an acutem Rheumatismus fest darnieder. Meine Wohnung, namentlich mein Schlafzimmer, war so feucht, daß das Wasser an den Wänden herunterlief und da konnte es ja nicht anders kommen. Am 18. Februar 1843 konnte ich wieder zum ersten Male in die Schule gehen und nun nahm ich auch meine schriftstellerische Thätigkeit wieder auf, so daß ich am 21. Juni das Manuscript zum ersten Cursus fertig hatte und die Vorrede schreiben konnte. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß

die Vorrede ein ganz wesentliches Stück einer Schrift ist und daß diese gar oft über das Schicksal derselben entscheidet. Man hat mir das Compliment gemacht, daß ich das Vorredenschreiben gut verstünde und ich will gestehen, daß ich das selbst glaube. Das Geheimniß besteht einfach darin, daß Bescheidenheit und Selbstbewußtsein in die gehörige Mischung gebracht, aber von keinem Ingredienz zu viel genommen wird. Wer das nicht versteht, der muß kein Buch schreiben. Vielleicht begünstigte mich hierbei das Bischen Chemie, das ich getrieben hatte.

In dem Buchhändler Lippert in Halle fand ich einen Verleger, der mir für den ersten Cursus der Planimetrie 50 Thaler zahlte. Da eine starke Bücherrechnung abging, war's nicht eben viel, was ich herausbekam.

47. Eine brave Seele.

Vor dem Erscheinen meiner vorerwähnten Schrift waren ein Paar Zwillinge noch auf mein Haushaltungskosten-Conto gekommen. Dem Professor Bernhardy hat man den nicht übel erfundenen Witz in den Mund gelegt, daß er bei der Meldung des Ersten von einem Paar Zwillingen: „Pleonasmus" und bei der Meldung des zweiten: „Tautologie" ausgerufen habe. Mein Lehrfach begünstigte mich nicht in dem Maße, daß ich jenes Ereigniß als willkommene Erläuterung zweier Satz- und Sprachformen hätte verwerthen können. Wär's aber auch der Fall gewesen, so hätte ich doch damit die Kosten für eine Amme wohl schwerlich herausgeschlagen, obgleich diese nur das halbe Nährgeschäft zu übernehmen hatte.

An das Versprechen, das ich meinen Gläubigern gegeben, dachte ich schon, aber an die Erfüllung desselben konnte ich nicht denken. Einzelne begriffen das, Andere aber nicht und zu diesen Letzteren gehörte leider mein Hauptgläubiger, der Sohn meiner verstorbenen Studentenwirthin. Bei dieser hatte nämlich seit 1803 ein Mädchen gedient, die später in mehr schwesterlichen Verhältnissen zu ihr stand und deshalb auch ihren Lohn seit langer Zeit nicht erhoben hatte. Als die alte Frau starb und der Sohn sich verheirathete, hatte die junge Frau keine Lust, das alte Dienstmagds-Inventar mit zu übernehmen und darum mußte die alte Dorothee, so hieß die Magd, abziehen. Natürlich verlangte sie nun ihren Lohn und da dieser nachgerade zu einem hübschen Sümmchen angewachsen war, (ich glaube, er war seit 1817 nicht gezahlt worden,) so mußte der

junge Mann die nöthigen Mittel beſchaffen und auch mich drängen. Er that das nun in einer ſo energiſchen Weiſe, daß mir an dem Tage, an welchem ich ſein Ultimatum erhalten hatte, doch die gute Laune auszugehen drohte. Als ich nämlich eines Nachmittags nach 4 Uhr aus der Schule kam, brachte mir meine Frau den betreffenden Mahnbrief. Da von einer weiteren Nachſicht darin nicht die Rede war, ſondern unter allen Umſtänden Zahlung erwartet wurde, ſo waren wir Beide ganz troſtlos. Wir überlegten hin und her, was zu thun ſei, kamen aber zu keinem Reſultate, denn wir wußten keinen Rath. Meine Frau trug das frugale Abendbrod auf, aber es wurde unberührt wieder weggeräumt, denn wir konnten Beide nicht eſſen. Trübſelig ſetzte ich mich ans Fenſter und ſtierte halb ſorgenvoll, halb gedankenlos auf die Straße. Da ſehe ich mit einem Male die alte Dorothee auf mein Haus zukommen. „Die iſt mit ihrer Forderung an dich gewieſen", dachte ich, „und wird fragen wollen, wann ſie ihr Geld bekommen kann." Auf das alsbald erfolgende Klopfen konnte ich kaum herein! rufen; ſo war mir das Herz beklommen. Meiner Frau ging's nicht beſſer. Dorothee fiel indeß nicht mit der Thür ins Haus, ſondern machte ſich zunächſt in weiblich zuthulicher Weiſe mit unſeren Zwillingen zu ſchaffen, ſagte mir dann ein Compliment in Betreff der Wahl meiner Frau und fing ſchließlich mit dieſer ein Geſpräch über meine Studentenzeit an. „Sie können mir glauben, Frau Doctorin, wir haben den Herrn W. Alle lieb gehabt und er iſt wie Kind in unſerem Hauſe gehalten worden. Iſt's nicht wahr, Herr Doctor?" Ich beſtätigte dies natürlich, worauf ſie fortfuhr: „Na, der Herr Doctor iſt auch gut und brav geweſen, er hat nicht herumgeſchwimelt wie die anderen Studenten." Sie fand des Lobens und Rühmens kein Ende, natürlich mit der ziemlich unverhüllten Abſicht, meiner Frau wiſſen zu laſſen, was ſie an mir habe. — Mir war im Ganzen nicht ſonderlich wohl bei dieſem Geſchwätz, denn ich betrachtete es nur als die gekochte Pflaume, in welcher ſpäter eine bittere Pille verſchluckt werden ſollte. Da es aber gar kein Ende nahm, ſo fiel ich dazwiſchen, denn ich mußte endlich Gewißheit haben. Ich ſagte: „Nun, Dorothee, daß wir nur zur Hauptſache kommen! Sie ſind doch nur deshalb gekommen, um zu hören, wie es mit Ihrem Gelde ſteht. Schmidt hat mir heute geſchrieben, daß ich Geld anſchaffen müſſe, weil er's für Sie brauche." Da fiel ſie mir ins Wort und ſagte: „Na ja, das iſt's eben, warum ich komme. Ich dachte mir's gleich, daß Schmidt Sie jetzt drängen würde, weil ich abziehe, drum bin ich hergekommen. Na hören Sie

nur," fuhr sie fort, als ich dazwischen reden wollte, „ich ziehe zum Glashändler Heckert als Kindermuhme und brauche deshalb das Geld nicht. Ich hätte es auf die Sparkasse getragen, aber ich dachte, jetzt wird's vielleicht dem Herrn Doctor auch nicht passen, drum willst du nur einmal hingehen. Nun meine ich so, Sie geben mir einen Schuldschein über meine Forderung an Schmidt und ich sage diesem, daß ich das Geld von Ihnen empfangen hätte. Sie verzinsen mir das Geld und können mir's dann wiedergeben, wie's Ihnen gerade paßt und wenn's fünfthalerweis ist. Ich trag's doch auf die Sparkasse und da wird sich's schon wieder nach und nach auffammeln." Ich faßte die brave Seele bei der Hand, sagte ihr meinen herzlichsten Dank und schrieb ihr den Schuldschein. So war denn die böse Sache geschlichtet. Daß ich das Vertrauen, das mir hier so unerwartet entgegengetragen wurde, auf alle Weise zu rechtfertigen gesucht habe, bedarf wohl keiner weiteren Versicherung. Die Person hat es um mich verdient, daß ich ihren Namen der Vergessenheit entreiße. Sie heißt Dorothee Richter und stammt aus Wettin. Sie lebt noch heute*) hoch betagt bei der Wittwe Heckert, die die treue Person nicht von sich lassen mag. — An der Rückzahlung des Darlehns habe ich wohl zehn Jahre zugebracht. —

48. Der zu spät entdeckte Onkel.

Da mein Hauptgläubiger befriedigt war und die anderen ein Einsehen hatten, so war mir der Kopf wieder frei und ich ging mit frischem Eifer an die Ausarbeitung des zweiten Cursus der Planimetrie. Da ich dazu keine weiteren Studien zu machen hatte, so ging's ziemlich rasch damit und schon am 5. September konnte ich die Vorrede dazu schreiben. Sie athmete schon etwas mehr Selbstbewußtsein, als die zum ersten Cursus, und wurde durch etwas Polemik und System-Kritik gewürzt. Am Schlusse versprach ich das baldige Erscheinen des ersten Cursus der Arithmetik.

Um diese Zeit eröffnete sich mir eine glänzende Aussicht. Die Regierung in Liegnitz schrieb nämlich die Directorstelle an der Provinzial-Gewerbeschule daselbst aus und sagte in ihrer Bekanntmachung, daß nur auf solche Schulmänner Rücksicht genommen werden würde, welche den Unterricht in der Mathematik und Chemie zu ertheilen im Stande seien. „Das ist eine Stelle wie für dich ge-

*) August 1869.

macht!" dachte ich. Flugs ließ ich meine beiden Curse der Planimetrie, sowie meinen Grundriß der Chemie hübsch einbinden und schickte sie mit meiner Meldung nach Liegnitz. Darauf bekam ich nach einiger Zei folgendes Schreiben:

Auf das Gesuch vom 4ten d. M. eröffnen wir Ihnen bei Remission seiner beiden Anlagen, daß das Königliche Finanz-Ministerium die erledigte Dirigenten-Stelle bei der Provinzial-Gewerbeschule hieselbst, bereits für die Daner eines Jahres wieder besetzt hat.

Liegnitz, am 13. October 1843.

Königliche Regierung, Abtheilung des Innern.

v. Westphalen.

Herrn Schul-Collegen
Dr. A. Wiegand zu Halle a/S.
I. G. 5931.

Die Sache war vorbei und ziemlich vergessen, als einer meiner Pensionäre im Gespräche bei Tische die Bemerkung hinwarf, daß der Finanzminister Rother seiner Mutter Bruder sei. Ich hätte dem Jungen eine Backpfeife stecken mögen, daß er erst jetzt mit der Nachricht herausrückte, die mir so gar wichtig werden konnte. Ich that's aber nicht, weil ich ihm von meiner Meldung ja nichts gesagt hatte. Es ist sehr möglich, daß ich die Stelle auch nicht bekommen hätte, wenn ich jene Onkelschaft auch hätte in Bewegung setzen können, aber es ärgerte mich doch, daß ich's nicht eher erfahren hatte.

49. Rechnung ohne den Wirth.

Das nächste Bedürfniß für meine Schule war ein Lehrbuch der Arithmetik. Ich beschloß auch diese Disciplin in zwei Curse zu theilen und bearbeitete den ersten im Winter von 1843 bis 1844. Am 21. April 1844 schrieb ich das Vorwort dazu. Ich schätzte das Manuscript auf c. 7 Bogen und machte mir deshalb Rechnung auf 70 Thaler. Diese war aber ohne den Wirth gemacht. Die Verlagshandlung hatte anfangs überhaupt keine Lust, das Manuscript zu erwerben, da sie vorerst ein Resultat von der Planimetrie abwarten wollte. Da ich indeß erklärte, daß ich das Buch im nächsten Sommer in der Schule brauche, so entschloß sie sich endlich zur Annahme, doch nur gegen ein Honorar von 5 Thalern pro Bogen. So waren denn 35 Thaler der Lohn für eine halbjährliche Arbeit. — Die Schrift fand so starke Nachfrage, namentlich von Oestreich her, daß von der zweiten Auflage an Doppelauflagen gedruckt wurden.

Das nächſte Bedürfniß für meine Schulzwecke war ein Lehrbuch der Trigonometrie und bildete deſſen Ausarbeitung meine Sommer-Arbeit. Am 26. October 1844 war ich damit fertig und trug das Manuſcript zu meinem Verleger. Da ſich im Juli meine Familie wieder vermehrt hatte, ſo lag mir ſehr viel daran, wenigſtens diesmal ein gutes Honorar zu erlangen. Meine desfallſigen Verhandlungen hatten indeß nur den Erfolg, daß ich 6 Thaler pro Bogen, in Summa alſo 30 Thaler erhielt.

Obgleich ich von außen hart gedrängt wurde, den zweiten Curſus der Arithmetik erſcheinen zu laſſen, ſo hatte ich doch das nähere Bedürfniß, ein Lehrbuch der Stereometrie zu ſchreiben. Ehrlich geſtanden, fühlte ich mich der Ausarbeitung jenes zweiten Theils noch nicht gewachſen. — Am 18. Mai 1845, gerade an meinem Geburtstage, war ich mit der Stereometrie fertig und erzielte dafür wenigſtens 7 Thaler.

Um dieſe Zeit fing auch meine journaliſtiſche Thätigkeit an und zwar arbeitete ich zunächſt für die Looff'ſche Literaturzeitung. Dieſes Blatt hat mehrere Jahre hindurch faſt in jeder Nummer einen Artikel von mir gebracht. Da es meiſt Recenſionen waren, die ich ſchrieb, ſo blieben auch die Antikritiken nicht aus und ich gerieth in einen ganz widerwärtigen Federkrieg, der mir ſchließlich dieſe Art der Journaliſtik gründlich verleidete.

50. Es war einmal wieder nichts!

Im Jahre 1845 eröffnete ſich mir wieder eine Ausſicht auf Verſetzung. Es wurde nämlich die Directorſtelle an der Realſchule in Perleberg ausgeſchrieben und ebenſo, wie in Liegnitz, Mathematik und Chemie vom neuen Director gewünſcht. Ich meldete mich und ſchickte Chemie, Planimetrie, Arithmetik, Trigonometrie und Stereometrie ein. Der Magiſtrat in Perleberg ſchrieb mir darauf, daß ich ihm unter allen Bewerbern als der geeignetſte erſchiene und ich hinkommen möchte, damit man mit mir über zwei außerdem zu beſetzende Lehrerſtellen das Nöthige beſprechen könne. Da mußte ſich's treffen, daß der Inſpector Ziemann im Bade und der erſte Lehrer Hankel krank war, ſo daß mir das Inſpectionsamt oblag und ich erſt nach acht Tagen abkommen konnte. Ich fuhr mit der Bahn nach Magdeburg, von da mit dem Dampfſchiff nach Wittenberge und von dort mit der Poſt nach Perleberg. Mein erſter Gang war zum zeitigen Director Riſch, aber wer begreift meinen Schreck, als dieſer mir

mittheilt, daß Tags zuvor die Directorwahl stattgefunden habe, aber nicht auf mich gefallen sei. Meine Schriftstellerei, das wolle er mir im Vertrauen sagen, habe Anstoß erregt und man habe die Befürchtung ausgesprochen, diese möchte mir am Ende lieber sein, als die Directorialpflichten. — Hatte mich die Nachricht, daß ich nicht gewählt sei, (welche zu dem erwähnten Schreiben ziemlich schlecht paßte,) schon bestürzt gemacht, so war das Motiv geradezu ein Donnerschlag für mich. Das, wovon ich hoffte, daß es mich empfehlen sollte, das hatte gerade meine Wahl vereitelt. Eine größere Demüthigung habe ich wohl kaum wieder erfahren.

Im Grunde war es ganz überflüssig, den Bürgermeister noch mit meinem Besuche zu behelligen und ich hätte mir und ihm auch diesen Gang gern erspart, wenn ich nicht den Versuch hätte machen wollen, meine Reisekosten erstattet zu erhalten. So ging ich denn hin und erfuhr vom Bürgermeister, was ich schon wußte, aber von der Schriftstellerei sagte er nichts. „Der Herr Schulrath habe dem Magistrate gerathen, den Inspector Weser von der Freischule in Halle zu wählen, und eine solche Empfehlung könne doch füglich nicht unbeachtet gelassen werden.“ — Aha! dachte ich. Von der Seite wird wohl auch das Motiv von der Schriftstellerei gekommen sein. Möglich, daß der Mann schon traurige Erfahrungen mit schriftstellernden Schul-Directoren gemacht hat. Was mich betrifft, so hätte ich's gern gelassen, wenn ich auf anderem Wege das Nöthige erworben hätte. — Nun zu ändern war jetzt nichts mehr und darum suchte ich nur noch zu retten, was zu retten war, nämlich meine Reisekosten. Der Bürgermeister sagte nicht ja und nicht nein dazu, sondern forderte mich auf, eine Eingabe an den Magistrat zu machen. Ich that's und liquidirte 13 Thaler; und was erhielt ich zur Antwort? Ich hätte warten sollen, bis man mir den Tag meines Eintreffens notificirt hätte. So war's denn also wieder nichts!

51. Es wird fortgeschriftstellert.

Von meinem Lehrbuche der Arithmetik fehlte noch immer der zweite Cursus. Er wollte mir gar nicht recht aus der Feder gehen. Hierzu kam noch, daß die Zeitungsschreiberei besser lohnte und mir deshalb lieber war. Looff zahlte ein gutes Honorar, darum mochte ich nicht davon lassen. Einmal wurde ich ihm aber doch untreu. Ich hatte nämlich einen längeren Artikel, der für ihn bestimmt war, bereits couvertirt und wollte damit nach der Post, als mir der Ad-

miniſtrator der Waiſenhaus-Buchhandlung, Linnekogel, begegnete. „Würden Sie auch von mir einmal etwas in Verlag nehmen?“ frug ich ſo beiläufig. „Warum nicht?“ gab er zur Antwort. Da offerirte ich ihm das couvertirte Manuſcript. Er nahm's und ſo begleitete ich ihn ſtracks nach ſeinem Geſchäftszimmer, um die geforderten und zugeſagten 10 Thaler Honorar in Empfang zu nehmen. Sie kamen mir gerade willkommen, denn ich wollte mein viertes Kind taufen laſſen.

Endlich kam ich auch mit dem zweiten Curſus der Arithmetik, dem ich den Titel: „Algebraiſche Analyſis“ gab, zu Stande und konnte am 15. October 1846 das Vorwort ſchreiben. Als Honorar bekam ich wieder 7 Thaler pro Druckbogen, alſo in Summa 49 Thaler. — Damit war mein Lehrbuch der Mathematik vorläufig abgeſchloſſen.

52. Der Geſchäftsmann.

Für die erſten Tage des October 1846 war eine Reallehrer-Verſammlung in Mainz angekündigt. Schon das Jahr vorher war eine ſolche in Meißen abgehalten worden, ich hatte ihr aber nicht beigewohnt, weil ich kein Geld zur Reiſe dahin gehabt hatte. Jetzt war's genau wieder ſo, denn das Honorar für die algebraiſche Analyſis hatte ſchon längſt ſeine Beſtimmung gefunden. Nun zog's mich aber nach Mainz wie bei den Haaren, denn ich wollte und mußte den Rhein ſehen. Woher aber Geld nehmen? Ich ging zum Redacteur der Halle'ſchen Literaturzeitung und erbot mich, für ſein Blatt einen Bericht über die Reallehrer-Verſammlung zu ſchreiben, wenn ich ſofort 30 Thaler dafür ausgezahlt bekäme. Die Redaction ging darauf ein und ich reiſte mit 30 Thalern in der Taſche auf der damaligen Omnibuslinie nach Frankfurt am Main. Ich hatte noch niemals eine größere Reiſe gemacht und dachte, mit 30 Thalern käme man durch die halbe Welt. Ich wurde ſehr bald eines Anderen belehrt. Mein Geſchick wollte, daß ich im Weidenbuſch in Frankfurt einen ebenfalls nach Mainz wandernden Reallehrer kennen lernte und von ihm mich überreden ließ, über Heidelberg und Mannheim nach Mainz zu reiſen. Die Folge war, daß ich in Mainz mit ſehr geſchwächter Kaſſe ankam und unmöglich dort exiſtiren, geſchweige wieder nach Hauſe kommen konnte. Ich machte mir darüber vorläufig keine Kopfſchmerzen, denn im Nothfalle blieb mir ja mein alter Lehrer, der Oberſchulrath Müller in Wiesbaden, als Zuflucht.

So kam denn der erste Tag der Sitzungen heran. An den Verhandlungen betheiligte ich mich wenig und zwar aus zwei Gründen. Zunächst wurde ich gleich, als ich zum ersten Male den Mund aufthat, recht gründlich draufgeschlagen. Es war nämlich von deutschen Aufsätzen die Rede und ich sprach das große Wort gelassen aus, daß die deutschen Aufsätze von Realschülern an größerer Gedanken-Armuth litten, als die von Gymnasiasten. Dies Wort aus dem Munde eines Reallehrers war eine Sünde wider den heiligen Geist des Realschulwesens und die allgemeinste Entrüstung wurde mir als Lohn dafür. Ich merkte mir das und schwieg von Stund an und zwar noch aus dem zweiten Grunde, daß ich einen ausführlichen Bericht zu liefern hatte und schon dafür bezahlt war.

Als die erste Sitzung geschlossen war, kam ein hochgestellter süddeutscher Schulmonarch an mich heran und redete mich mit „lieber Herr College" an. Wenn solche Herren mit dieser Anrede beginnen, da haben sie in der Regel eine Zumuthung in petto. Und richtig, so war's auch hier. Doch fiel der Herr nicht mit der Thür ins Haus. Er knüpfte zunächst an mein Mißgeschick mit den deutschen Aufsätzen an und sagte: „Sie haben ja vollkommen Recht, denn das Alterthum, das den Gymnasiasten durch die Lectüre der lateinischen und griechischen Schriftsteller aufgeschlossen wird, eröffnet diesen ja eine Gedankenwelt, die der Realschüler wenigstens zum großen Theile entbehren muß. Gewagt war's aber immerhin, daß Sie in einer Versammlung von fast lauter Reallehrern diese Aeußernng thaten." Ich erwiederte darauf: „Wenn wir mit den Schwächen des Realschulwesens Versteckens spielen wollen, so werden wir nie die Mittel finden, diese Schwächen zu beseitigen." — Es handelte sich in Mainz vornehmlich um die Frage: Soll die lateinische Sprache in der Realschule obligatorisch oder nur facultativ sein? Da die große Majorität gegen die obligatorische Stellung des Lateinischen auftrat (außer Schulrath Landfermann und mir stimmten nur wenige dafür), so war man drauf und dran, auch den letzten Rest vom klassischen Alterthum aus der Real-Schule zu verbannen. — Der Herr nickte mir Beifall zu, ging aber nicht weiter darauf ein, sondern sagte: „Ich sehe, daß Sie so eifrig nachschreiben und möchte mir deshalb eine Bitte erlauben. Ich bin von meiner Regierung hiehergeschickt worden, um ihr über die Verhandlungen speciellen Bericht zu erstatten. Da ich nun kein so gewandter Nachschreiber wie Sie bin, so möchte ich Sie bitten, mir eine Abschrift von Ihrem Berichte zukommen zu lassen." Ich erwiederte ihm, daß ich den Bericht in Halle ausarbeiten und ihm

dann in Abſchrift zuſchicken würde. „Am Liebſten würde mir's freilich ſein," entgegnete der Herr, „wenn ich den Bericht gleich von hier mitnehmen könnte. Ihre Bemühung würde ich übrigens nicht umſonſt verlangen." Da der Mann aus dem Tone ſprach, ſo bemerkte ich darauf: „Ich werde Ihnen den Bericht noch hier beſchaffen; da ich aber alle geſelligen Zuſammenkünfte der Collegen meiden und bis in die Nacht hinein in meinem Hotel ſitzen muß, ſo kann ich nur dann darauf eingehen, wenn Sie mir 50 Thaler geben." Der Herr ſtutzte etwas, ſagte ſchließlich aber zu und verſprach mir bei ſeiner Rückkehr nach Haus ſofort das Geld zu ſchicken. „Das kann mir nichts helfen," entgegnete ich, „denn ich will mit dem Gelde eine Rheinreiſe machen." Es ſchien dem Herrn zu frappiren, daß ich ein ſo peinlicher Geſchäftsmann war. Er ſagte: „Darauf bin ich freilich nicht eingerichtet, aber ich werde ſehen, ob ich das Geld beſchaffen kann." Dabei blieb's. Das Geld wurde richtig beſchafft und das Geſchäft Zug um Zug gemacht.*) Als ich wieder in Halle angekommen war, machte ich meinen Bericht für die Halle'ſche Literaturzeitung und auf Veranlaſſung des Dr. Eckſtein noch einen zweiten für die Schnitzer'ſche Vierteljahrsſchrift, welcher mir ebenfalls 30 Thaler eintrug. So lieferte denn die Mainzer Verſammlung einen Brutto-Ertrag von 110 Thalern. Das Geſchäft war alſo ſo gar ſchlecht nicht. — Da ich mit hinreichenden Mitteln verſehen war, reiſte ich den Rhein ſtromabwärts auf dem Schiffe bis Bonn und von da per Bahn nach Köln. Auf dem Retourwege, den ich in derſelben Weiſe zurücklegte, beſuchte ich noch meinen lieben Lehrer Müller in Wiesbaden und verlebte noch in deſſen Familie einige herrliche Tage.

53. Neue Hoffnungen und — neue Täuſchungen.

Meine Beziehungen zu Looff eröffneten mir neue glänzende Ausſichten. Looff war Director der Realſchule in Aſchersleben geweſen und war an Stelle meines eben erwähnten Lehrers Müller

*) Im Herbſt 1865 ſaß ich beim Realſchul-Director Profeſſor Schröder in Mannheim (ich hatte ihn auch in Mainz kennen gelernt) bei Tiſche und recapitulirten wir die Mainzer Erlebniſſe. Da erzählte ich ihm denn auch mein Mainzer Funfzigthaler-Geſchäftchen und erfuhr zu meinem Erſtaunen, daß Schröder jenem Herrn die 50 Thaler geborgt aber nicht wiedererhalten hatte, weil der Entleiher vor der Abtragung geſtorben ſei. Deſſen Wittwe habe er aber damit nicht behelligen mögen.

Digitized by Google

nach Gotha berufen worden. Für ſeine frühere Stelle in Aſchersleben hatte er nun mich empfohlen und dieſe Empfehlung hatte auch der Schulrath Schaub unterſtützt. Schaub ſchrieb mir, ich möchte mich ſofort melden und womöglich gleich perſönlich vorſtellen. Zwar dränge das Lehrercollegium darauf, daß der Prorector Uhl in die Directorſtelle einrücken ſollte, damit auch die übrigen Lehrer aſcendiren könnten, indeß zweifle er, daß Uhl ſich noch einer Prüfung an der Univerſität unterwerfen werde und ohne dieſe könne er nicht beſtätigt werden. Ich machte mich ſofort auf den Weg und ſtellte mich dem Bürgermeiſter Douglas in Aſchersleben vor. Dieſer empfing mich aufs Freundlichſte, erzählte mir, was ich zum Theil ſchon wußte und machte mir die beſten Hoffnungen. Seelenvergnügt reiſte ich wieder ab. Nicht lange darauf kam mein verehrter Lehrer Profeſſor Roſenberger nach der Realſchule, um einem Schulamts-Candidaten eine Probelection abhalten zu laſſen. Nachdem die Stunde vorbei war, ging ich mit Roſenberger auf dem Corridor auf und nieder und es entwickelte ſich dabei folgendes, mich wenig erheiterndes Zwiegeſpräch.

Roſenberger. Geſtern haben wir auch einen Candidaten examinirt, der älter war, als ſämmtliche Examinatoren.

Ich. Doch nicht etwa den Prorector Uhl aus Aſchersleben?

Roſenberger. Ja, der war's, doch wie kommen Sie gerade auf den?

Ich. Das ſollen Sie nachher erfahren, ſagen Sie mir nur vor allen Dingen, ob Sie ihn haben durchfallen laſſen?

Roſenberger. Nein! Es ging zwar nicht gerade beſonders, aber bei einem ſo alten Herrn, der ſchon ſo lange Lehrer geweſen iſt, muß man doch einen andern Maßſtab anlegen.

Ich. Das iſt wirklich eine nette Geſchichte! Durch Ihre Milde haben Sie mich um eine Stelle gebracht.

Ich erzählte ihm nun das tragiſche Verhältniß; konnte aber dadurch natürlich nichts mehr ändern. Meine Zeugniſſe bekam ich auch bald von Aſchersleben zurück und zwar mit dem Bemerken, daß Herr Prorector Uhl zum Director gewählt worden ſei. Der Brief gelangte gerade an dem Tage in meine Hände, an welchem mein viertes Kind getauft wurde. Daß durch den Inhalt deſſelben meine Kindtaufsfreude nicht gerade gehoben wurde, läßt ſich begreifen.

Noch näher am Ziele war ich in einem zweiten Falle und zwar das Jahr darauf. Ich war nämlich in Mainz mit dem Realſchul-Director Dr. Graefe in Caſſel bekannt geworden. Die Folge

war, daß er mir eine Stelle an ſeiner Schule mit 800 Thlr. Gehalt offerirte. Ich ſagte zu, denn eine ſolche glänzende Ausſicht überflieg ja meine kühnſten Wünſche. — Von einer Meldung ſollte nicht die Rede ſein, ſondern ich ſollte durch den Stadtrath in Caſſel berufen werden. Nach längerer Zeit ſchrieb mir Gräſe, daß der Stadtrath mich gewählt und mir gleichzeitig eine Reiſekoſten-Entſchädigung von 100 Thalern bewilligt habe. Sobald die Beſtätigung durch den Kurfürſten, an der nicht zu zweifeln ſei, erfolgt wäre, würde ich die Vocation erhalten. Ich konnte mich mit dem Gedanken, meinem Vaterlande den Rücken zu kehren, gar nicht recht befreunden, ſchließlich gewann aber die Erwägung die Oberhand, daß der Mann immer erſt Familienvater und dann erſt Lehrer, Bürger, Patriot und was ſonſt noch iſt. Dazu kam, daß Kurheſſen damals noch keine Ahnung der Dinge hatte, die da kommen ſollten. Der Kurfürſt regierte in höchſteigener Machtvollkommenheit ſein Ländchen ſachte hin und ſeine Unterthanen fanden nichts dagegen zu erinnern. Und nun die ſchöne Stadt Caſſel mit der noch ſchöneren Wilhelmshöhe, — das war eine Perſpective, bei der mir das Herz im Leibe lachte. Den letzten Reſt von Bedenklichkeit hatte ſchließlich die ſtarke Vermuthung beſeitigt, daß Kurheſſen das Stammland der Wiegande ſein möchte, da dieſe dort ſo häufig vorkommen, wie bei uns die Müller und Schultze's. Wer dort einen Stein unter ein Rudel Menſchen wirft, kann drauf wetten, daß er einen Wiegand trifft. Waren doch im Collegium der Realſchule bereits drei Exemplare und ich hätte das vierte abgegeben. Dieſes Uebergewicht eines einzigen Geſchlechts, das durch meine Anſtellung entſchieden eingetreten wäre, ſcheint auch Sereniſſimus in Erwägung gezogen zu haben, denn er ertheilte meiner Wahl die allerhöchſte Beſtätigung *nicht*. — Was Andere bei Empfang dieſer Nachricht gethan haben würden, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß ich nichts that, ſondern mich — wie ſchon ſo oft in meinem Leben — mit dem Gemeinplatze tröſtete: „*Wer weiß, wozu das gut iſt!*“

54. Ein glücklicher Zufall.

Daß ich nur auf mich ſelbſt angewieſen bleiben würde, das wurde mir nachgerade immer klarer. Eine andere Stelle bekam ich nicht und eine Gehaltszulage ebenſowenig. Sehr anerkennende Schreiben von hohen und höchſten Behörden mit obligaten Vertröſtungen, aber kein Geld! Das war's aber, was ich brauchte und

drum mußte ich auf neuen Feder-Erwerb bedacht ſein. Was aber ſchreiben? Da ſpielte mir der Zufall ein franzöſiſches Journal in die Hände, welches mittheilte, daß Arago in der Academie Bericht erſtattet habe über eine engliſche Schrift: Elementary propositions in the geometry of co-ordinates, both of two and tree dimensions: with their application of the demonstration of some interesting theorems by Rutherford and Fenwick, Royal Military Academy, Woolwich. — „Das wirſt du überſetzen!“ dachte ich. Der Gedanke war kühn, denn das Engliſche war mir eine total fremde Sprache. Das kümmerte mich aber nicht, drum ſchrieb ich an Leopold Voß nach Leipzig — wie ich gerade auf den fiel, weiß ich nicht mehr, — und bat ihn um Beſorgung der Schrift, bot ihm aber auch gleichzeitig den Verlag einer Ueberſetzung an. Die Schrift beſorgte er mir, den Verlag aber lehnte er ab. Ich ging nun zu Schmidt in Halle und der nahm's für ein Honorar von 10 Thalern.

Nun aber das Ueberſetzen! Ich borgte mir ein engliſches Lexikon und ging flugs daran. Es ging ganz prächtig, denn das Buch beſtand faſt nur aus Formeln und Holzſchnitten und beide brauchte ich nicht zu überſetzen. Das Bischen Text dazwiſchen kriegte ich zur Hälfte mit dem Wörterbuche heraus, zur anderen errieth ich's. Aber das Buch hatte auch eine Vorrede und da ließ ſich nichts draus errathen. In meiner Noth lief ich zum Dr. Zimmermann, dem bekannten Verfaſſer einer engliſchen Grammatik, und bat dieſen mir zu helfen. Er war dazu gleich bereit, verſtand aber leider wieder den mathematiſchen Kram darin nicht. Doch da half ich nun wieder nach und wir brachten denn auch die Ueberſetzung glücklich zu Stande. Nun ſchrieb ich noch ein Ueberſetzer-Vorwort, verſah die Schrift mit Anmerkungen und einem Nachtrage und die Sache war gemacht. — Das Werkchen war nur ein erſtes Heft von einer in Ausſicht genommenen größeren Schrift, drum ſchrieb ich an die Verfaſſer nach Woolwich, fügte die Ueberſetzung bei und bat um ſchleunige Zuſendung der Fortſetzungen. Die Herren waren darüber außer ſich vor Freude, ſchrieben mir einen köſtlichen Brief, den mir Zimmermann überſetzte, und bemerkten darin, daß ſie ihre ferneren Unterſuchungen in einer eigenen Zeitſchrift: „The Mathematician“ niederlegen würden. Die bis dahin erſchienenen Nummern derſelben lagen dem Briefe bei. Nun wurde ich ein thätiger Mitarbeiter an dieſer Zeitſchrift, welche vorzugsweiſe mathematiſche Probleme (Mathematical Exercises) ſtellte und zu Löſungen aufforderte, die dann

in ſpäteren Nummern mitgetheilt wurden. Ich ſchickte Löſungen ein, gab auch einige nicht gar zu harte Nüſſe meinen Primanern zu knacken und hatte die Freude, von dreien derſelben (Kunze, Stambke und v. Holleben) Löſungen unter deren Namen einſchicken zu können. Ich erbat mir die betreffenden Nummern doppelt und ſchenkte Jedem ſein Exemplar, worüber dieſe natürlich vor Freuden faſt an den Wänden in die Höhe gingen. v. Holleben theilte mir ſpäter mit, daß ſein Hauptmann faſt ſprachlos vor Erſtaunen geweſen wäre, als er ſich bei ihm als Mitarbeiter an einer engliſchen mathematiſchen Zeitſchrift introducirt hätte.

Mit dem Problem-Finden ging's bei mir nicht ſo gut, als mit dem Auflöſen, aber von neuen Theoremen habe ich eine ziemliche Zahl eingeſchickt. Von dieſen erregte ein Satz von der Parabel, welcher ein Analogon iſt von dem bekannten Satze beim Kreiſe: „Das auf dem Durchmeſſer errichtete Loth iſt das geometriſche Mittel zwiſchen den Abſchnitten auf dem Durchmeſſer" ganz beſonderes Intereſſe. Der Satz heißt: „In der Parabel, welche den Scheitel eines rechtwinkligen Dreiecks zum Scheitel und die Hypotenuſe zum Parameter hat, iſt das auf letzterem errichtete Loth das harmoniſche Mittel zwiſchen ſeinen Abſchnitten." Von dieſem Satze waren wohl ein Dutzend Beweiſe eingeſchickt und abgedruckt worden.

Ich beſchäftigte mich damals aus Liebhaberei vorzugsweiſe mit den harmoniſchen Verhältniſſen und gab namentlich Sätze aus dieſer Materie zum Beſten, unter Anderen den Satz: „Im Centraldreieck des regulären Zehnecks ſind die Spitze, der Schwerpunkt, der Mittelpunkt des eingeſchriebenen Kreiſes und der Höhendurchſchnitt vier harmoniſche Punkte." — Die engliſchen Ueberſetzungen beſorgten meine Primaner, unter dieſen vorzugsweiſe der talentvolle Johannes Wislicenus, jetzt Profeſſor in Zürich.

Die Beſchäftigung mit dem engliſchen Journal war recht ſchön und angenehm, ſie hatte aber die große Schattenſeite, daß ſie nichts einbrachte. Solche Beſchäftigungen vertrugen aber meine finanziellen Verhältniſſe auf die Dauer nicht, drum mußte ich ſehen, wie ſich auch daraus Kapital machen ließ. Mein erſter Gedanke war, mir die wichtigſten Werke von den Mitarbeitern des „The Mathematician" zu verſchaffen; natürlich nicht für Geld, ſondern als Geſchenke. Ich ſchrieb deshalb an die Redaction und legte ihr meinen Wunſch ans Herz. Der Erfolg war ein glänzender, denn von allen Seiten ſtrömten mir engliſche mathematiſche Werke zu. Eine angekündigte ganze Kiſte ſolcher Werke, die zu Schiffe kommen ſollte, iſt mir im

ersten dänischen Kriege leider verloren gegangen. Trotzdem kam ich noch in den Besitz einer ziemlichen Anzahl ganz bedeutender Werke und namentlich der schmeichelhaftesten Begleitschreiben ihrer Verfasser. Drei berühmte Mathematiker der Universität Cambridge schickten mir ihre Werke, nämlich Gaskin seine Schriften über Trigonometrie, Hydrostatik ꝛc., Potts seinen berühmten Euklid nebst einem von seiner Tochter herausgegebenen Bande Gedichte, und Walton seine Schriften über Differenzialrechnung und analytische Geometrie. Der greise Walton schrieb: er schätze sich glücklich, noch am Abende seines Lebens mit einem deutschen „man of science“ in Verbindung zu kommen, und bedauere jetzt mehr denn je zuvor, daß er der deutschen Sprache nicht mächtig sei, die sich durch so große „urbanity“ auszeichne. Solche — freilich ganz unverdiente — Huldigungen wurden dem deutschen Reallehrer, den seine landsmännischen Universitätsprofessoren kaum beim Wege ansahen. Wir sind in Deutschland gewohnt, die englische Race nach den Exemplaren zu beurtheilen, die sich in der Rheingegend und den deutschen Bädern herumrekeln und flegeln. Von dieser unausstehlichen Sorte sind die gelehrten Engländer himmelweit verschieden. Diese sind die bescheidensten, nobelsten und anständigsten Leute von der Welt. Ich habe mich in meine Seele hinein geschämt, daß diese Herren an mich, der ich ihnen das Wasser nicht reichte, in solchem Tone schrieben. Mit meinem Wissen sah es sehr windig aus, denn ich war vor lauter Schriftstellern nicht zum Studiren gekommen.

Von den mir zugegangenen Werken gab ich drei in vollständigen Uebersetzungen heraus, nämlich: Rutherford, vollständige Lösung numerischer Gleichungen, Miles Bland, geometrische Aufgaben (1866 in 2. Auflage erschienen und entschieden ohne Gleichen in unserer Literatur), und endlich Die Elemente der Trigonometrie von Miles Bland. Das erste Werk erschien bei Schmidt und brachte mir 10 Thaler ein; die beiden letzteren dagegen gab ich bei C. A. Schwetschke & Sohn heraus und empfing von dieser Handlung beim Ersteren 4 Thaler, beim Zweiten 5 Thaler pro Bogen, was in Summa 95 Thaler austrug. Das war die erste Ausbeute aus meinen englischen Beziehungen. Ich strebte aber nach einer noch ergiebigeren. Um diese zu finden, trieb ich Freibeuterei und raubte die englischen Werke, in denen ich was Brauchbares fand, aus, um damit meine eigenen aufzuputzen. Ein ehrlicher Dieb war ich noch insofern, als ich meine Quellen stets angab. Bei Besprechung der betreffenden Schriften werde ich darauf zurückkommen.

55. Ein infamer Streich.

Das Jahr 1846 war, wie ich schon erzählt habe, ein verhängnißvolles für mich, aber es sollte noch verhängnißvoller werden. Beiläufig bemerkt, zeichnete sich dieses Jahr vor den vorhergehenden auch dadurch aus, daß mir in demselben ausnahmsweise kein Kind geboren wurde. Da indeß die drei Jahre 1843, 44 und 45 mir vier Kinder geschenkt hatten, so war der Ausfall im Grunde schon pränumerando ausgeglichen. Das Schlimmste, was mir in diesem Jahre passiren konnte, war dies also nicht; aber noch etwas recht Schlimmes kam nach. Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Bei meiner Schriftstellerei hatte ich die Gewohnheit, stets auf einzelne Quartblätter zu schreiben und zwar vorerst immer nur auf eine Seite. War diese trocken, so drehte ich sie herum und beschrieb auch die andere. Da ich die Seiten numerirte, so war ein Irrthum nicht möglich. Nun war ich gerade mit meinem Grundriß der mathematischen Geographie fertig geworden und ging weg, um etwas zu verschnaufen, ließ aber die letzte Hälfte des Manuscripts auf meinem Arbeitstische liegen. Das Dienstmädchen macht sich mein Weggehen zu Nutze und scheuert gleich meine Stube. Dabei macht sie Thür und Fenster auf und der Wind treibt meine losen Blätter in der Stube umher. Das hätte nun weiter nichts zu sagen gehabt, da von meinen Leuten Niemand ein Blatt Papier anrührte, wenn nicht der infame Stiefelwichser meiner Pensionäre unglücklicher Weise in mein Zimmer gekommen wäre und die Blätter als scheinbar werthloses Papier in den Ofen gesteckt hätte. Dieser infame Streich hat mich bald verrückt gemacht und ich hätte das vernichtete Manuscript ganz gewiß nicht zum zweiten Male geschrieben, wenn nicht schon zwei Bogen von dem Buche gedruckt gewesen wären. Blutsauer ist mir's aber geworden. Und nun der Lohn dafür! „Ein Schulbuch für mathematische Geographie," meinte mein Verleger, „würde nicht eingeführt und habe deshalb auf keinen großen Absatz zu rechnen. Vierundzwanzig Thaler sei deshalb das Höchste, was er geben könne." — Ich zog ein verdrießlich Gesicht, nahm aber das Geld, denn ich brauchte es gerade sehr nothwendig.

56. Hülfe in der Noth.

Das Jahr 1847 kam heran und mit ihm der 20. Februar, an welchem der fünfte Sprößling das Licht der Welt zu erblicken

verlangte. Natürlich mußte er geboren und auch getauft werden und Beides kostete Geld. Das aber hatte ich eben nicht. Ich warf mich in meinen Sorgenstuhl und grübelte nach, wo irgend etwas aufzutreiben sein möchte. Gold- und Silbersachen, die allenfalls aufs Leihhaus spedirt werden konnten, besaßen wir nicht, denn um unsern Hochzeitstag, der bei anderen Leuten vergoldet und versilbert wird, hatten sich nur Solche bekümmert, die gerade ebenso viel hatten, als wir, nämlich auch nichts. Das Werthvollste war noch ein Dutzend Dessertmesser vom Lehrercollegium. Damit war aber eben nicht viel zu lukriren. Also was anfangen? Ich hab' es in meinem Leben hundertmal erfahren, daß Gottes Hülfe immer da am nächsten, wenn die Noth am größten ist. Ich weiß nicht zu sagen, wie ich darauf fiel, daß ich in meinem Pulte noch etwas hatte, das sich in Geld umsetzen ließ. Zu meiner Uebung hatte ich nämlich die sämmtlichen geometrischen Aufgaben Jacobi's in seiner Uebersetzung von van Swinden's Geometrie gelöst und dachte jetzt daran, daß ich diese herausgeben könnte. Ich suchte sie hervor und eilte damit zum Buchhändler Schmidt. Bemerken will ich hierbei, daß ich von jeher die Gewohnheit gehabt habe, jede Arbeit druckfertig abzufassen. Und in der That ist hiervon auch wohl kaum Etwas ungedruckt geblieben, denn wenn ich nur einen halbwegs gescheuten Gedanken auftrieb, so eilte ich, ihn zu Gelde zu machen. — Schmidt war ein Portenser Schüler, er hatte mit den Jacobi'schen Aufgaben auch seine Schmerzen gehabt und darum leuchtete ihm ein, daß die dortigen Alumnen furchtbar drein neinkaufen würden. Er nahm's also. Das Ganze wurde auf drei Bände berechnet und wollt' es Schmidt zunächst mit dem ersten probiren. Wir wurden um 7 Thaler pro Bogen einig und ich erhielt 30 Thaler vorläufig auf Abschlag. Da war denn wieder geholfen!

Der zweite Band folgte dem ersten auf dem Fuße und ich erhielt für beide ein Honorar von 112 Thalern. Ich drängte weiter zum Drucken des dritten Bandes, aber mein Verleger wollte erst von den beiden ersten ein Resultat abwarten. Das war mir eine unsichere und zu weit aussehende Geschichte, drum verkaufte ich das Manuscript zu diesem Bande an die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn. Derselbe erschien unter dem besonderen Titel: „Die schwierigeren Aufgaben aus Jacobi's Anhängen zu van Swinden's Geometrie mit Ergänzungen von englischen Mathematikern." Ich fügte nämlich eine Menge Aufgaben, die ich englischen Schriften, namentlich

dem mehrerwähnten Journal, entnommen hatte, hinzu. Die Verlagshandlung zahlte mir ebenfalls 7 Thaler pro Bogen, was in Summa 34½ Thaler betrug. Das Buch widmete ich meinen beiden englischen Freunden Dr. William Rutherford und Stephen Fenwick. — Wie alle meine Schriften schickte ich auch diese an den mir wohlwollenden Schulrath Dr. Schaub und erhielt darauf ein etwas mißfälliges Schreiben. Er tadelte die Herausgabe und fügte hinzu, daß Jacobi sehr ärgerlich darüber sei, weil sein ganzes Unterrichtssystem dadurch gestört werde. Ich schrieb zurück, daß ich diese Befürchtung nicht theile, weil Schüler ein Werk, das über 3 Thaler kostet, sich nicht so leicht anschaffen. Im Uebrigen lasse sich darüber streiten, ob Aufgabensammlungen ohne Lösungen denen mit Lösungen vorzuziehen seien. So habe ich mir denn auch weiter kein Gewissen darüber gemacht.

57. Mitschriftstellernde Schüler.

Die rechte und ächte Lehrerfreude erlebt ein Mathematiker nur an einer Realschule, wo sein Fach Hauptfach ist. In Halle war's wenigstens so und darum ließ sich da auch etwas erreichen. Einige Schüler wenigstens haben ganz Bedeutendes geleistet. Mir fallen jetzt nur die Namen Heidrich, Engelhard, (die schon einmal genannten) v. Holleben, Stambke und Kunze, dann Hertzberg, Beck, Opel, Protze und Sonntag ein, es sind aber deren viel mehr. Welcher Feuereifer unter den Schülern für die Mathematik herrschte, davon nur eine Probe. Bei Gelegenheit der Berechnung der Winkelfunctionen kam auch die Trisection des Winkels zur Sprache. Den Sonntag darauf hatte ich Kindtaufe und saß eben mit meinen Gästen bei Tische, als mich der oben genannte Heidrich herausrufen ließ. „Herr Doctor," redete er mich mit freudestrahlendem Gesichte an, „ich habe eine algebraisch-geometrische Lösung von der Trisection des Winkels gefunden und wollte sie Ihnen einmal zeigen." Ich erwiederte ihm, daß ich Taufgäste hätte und für den Augenblick behindert sei, aber anderen Tags zu Diensten stände. Da bat er mich aufs Inständigste ihn ja nicht in Ungewißheit zu lassen, ob seine Lösung richtig sei, denn er habe nicht eher Ruhe, bis er das wüßte. Was half's, ich mußte mit ihm nach meinem Arbeitszimmer gehen und seine Arbeit ansehen. Es war auch Alles richtig, nur gehörte die cubische Gleichung, auf welche seine Lösung führte, dem sogenannten irreduciblen Falle an. In der ersten Auflage meiner

Trigonometrie habe ich das Weitere unter Heidrich's Namen mitgetheilt.

Fast an allen meinen, während meiner Lehrerzeit geschriebenen, Schriften haben meine Schüler mehr oder weniger Antheil gehabt und wenn's nicht mehr gewesen ist, so haben sie die Beispiele berechnet und die Druckbogen corrigirt. Einige kleinere Schriften verdanken ihre Entstehung aber meinen Schülern ganz ausschließlich. Die Sache hing so zusammen. Von meinen Stunden in Prima hatte ich eine (es war die zweite Nachmittagsstunde am Dienstag) ganz unbestimmten Zwecken gewidmet. Ich überließ es nämlich den Schülern, was wir da treiben wollten. Natürlich mußten sie schon vorher darüber nachdenken, damit sie auch etwas Vernünftiges aufs Tapet bringen konnten. Manchmal schlug ich auch selbst etwas vor, doch geschah dies schon seltener. Diese Nachmittagsstunde war diejenige, auf die wir uns am meisten freuten. Gewöhnlich verlangte ich nur, daß irgend ein geometrisches Gebilde in Vorschlag gebracht werden sollte, welches dann nach allen Seiten hin möglichst erschöpfend behandelt wurde. Natürlich beschäftigte uns ein einziges Thema oft mehrere Stunden hintereinander. Aus diesen Uebungen ist beispielsweise meine Schrift: „Die merkwürdigen Punkte des Dreiecks" (2. Aufl. 1848) hervorgegangen. Ein Schüler schlug nämlich vor, dasjenige gleichschenklige Dreieck zu untersuchen, worin die vier merkwürdigen Punkte harmonische Punkte seien. Dieser Gedanke rief eine sechs Bogen starke Schrift hervor, in welcher eine Menge der interessantesten Beziehungen am Dreieck niedergelegt sind. Es entstanden auf gleiche Weise die Schrift: „Ein mathematisches Thema aus der Schule", das Programm: „Mathematische Kleinigkeiten", die Broschüre: „Der allgemeine goldene Schnitt," das Programm: „Trigonaltriaden in arithmetischer und harmonischer Progression" und mehrere Artikel für „The Mathematician." Das letzterwähnte Programm hat folgende Entstehungsgeschichte. In „the Mathematician" wurde von Mr. W. H. Levy in Shalbourne folgender Satz aufgestellt: „Bilden die Radien der drei äußeren Berührungskreise eines Dreiecks eine harmonische Progression, so bilden die Seiten derselben eine arithmetische."*) Wir suchten gemeinschaftlich einen Beweis für

*) Um denen, die etwa bei der obigen Erzählung englische Uebersetzungsgelüste gekriegt haben, den Beweis zu liefern, daß die Uebersetzung englischer mathematischer Schriften ein wahres Kinderspiel ist, so theile ich

dieſen Satz, begnügten uns aber natürlich damit nicht, ſondern zogen alle nur möglichen Trigonaltriaden in Betracht und erſchöpften ſo das Thema. Solche Unterſuchungen brachte ich dann immer gleich zu Papiere und ſchlug damit ein Paar Thaler Honorar heraus. Mir fehlte es deshalb auch nie an Stoff für ein Programm und war ich der immer bereitwillige Stellvertreter für diejenigen Collegen, denen das etwas mehr Noth machte. So iſt's auch gekommen, daß ich in zwölf Jahren viermal das Programm geſchrieben habe. Ganz umſonſt that ich's ja nicht, denn ich gab ſie in Verlag*) und ſchlug ſie Stück für Stück für 5 Thaler los. „Wenig iſt immer beſſer, als gar nichts."

Man könnte es vielleicht tadeln, daß ich bei meinen Schülern durch Veröffentlichung ihrer Namen die Eitelkeit rege gemacht habe. Nun ja, es iſt ſchon richtig, daß diejenigen, die ihren Namen gedruckt ſahen, nicht wenig ſtolz darauf waren. Aber der Gewinn war doch größer als der Schaden, und beim Gewinn- und Verluſt-Conto aller menſchlichen Tugend kommt's ja weniger auf die Größe der Credit- und Debet-Poſten an, als auf den Gewinn-Saldo.

58. Zerrenner noch einmal.

Der Conſiſtorialrath Zerrenner war mein Gönner geblieben und nahm an all' meinem Thun den innigſten Antheil. Daß er der Urheber von meinem chemiſchen Lehrbuche war, ſagte ich ſchon; er wurde es aber auch noch von einem zweiten. Als ich ihn nämlich einmal in Magdeburg beſuchte, ermunterte er mich, eine Geometrie für Volksſchulen zu ſchreiben. Das Buch müſſe ſich von ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit fern halten und die mathematiſchen Lehren mehr in populärer Weiſe erläutern. Das war leicht hingeſagt, aber ſchwer gethan. Ich trug mich lange mit dieſer Idee herum, kam aber zu keinem rechten Entſchluſſe, wie ich das Ding angreifen ſollte. In der letzten Hälfte des Jahres 1847 war ich wieder einmal rathlos, worüber ich ein Buch ſchreiben ſollte und da fiel mir denn die Zerrenner'ſche Idee wieder ein. Zum langen Ueberlegen hatte ich

---

den obigen Satz noch im Original mit. Er lautet: „If the radii of the escribed circles of any plane triangle be in harmonical progression, then will the sides of the triangle be in arithmetical progression."

*) Eins derſelben: „Grundzüge der Feldmeßkunde" hat ſogar drei Auflagen erlebt. Ein Fall, der einem Schulprogramme nicht ſo gar oft paſſiren dürfte.

keine Zeit, denn es mußte Geld verdient werden, drum ging's rasch ans Werk. Es machte sich besser, als ich geglaubt hatte, und es dauerte nicht gar lange, da war das mit Holzstichen ausstaffirte Buch fertig. Ich gab ihm den vielversprechenden Titel: „Volksschulbuch der Elemente der Geometrie und deren praktische Anwendung für den Bürger und Landwirth, mit besonderer Berücksichtigung des Bedürfnisses der Lehrer an Volks-, Fortbildungs- und Ackerbau-Schulen. Nach einer veranschaulichenden Methode bearbeitet von Dr. August Wiegand." Mein Lohn waren 49 Thaler. Eine später nöthig gewordene zweite Auflage trug das Gleiche ein.

59. Gehaltsverbesserung.

Der erste Oberlehrer der Realschule und a. Professor an der Universität Dr. Hankel (als der Oberlehrer-Titel aufkam, gehörten wir beide zu den Ersten, die ihn bekamen) erhielt einen Ruf als Professor der Physik nach Leipzig und so rückte ich denn in die erste Oberlehrerstelle auf. Da Hankel 400 Thaler Gehalt hatte, so waren für mich 20 Thaler Gehaltsverbesserung in Aussicht. Ich riß deshalb die Augen nicht schlecht auf, als ich in einem Ministerialschreiben las, daß ich von Neujahr 1848 an 70 Thaler Gehaltszulage erhalten würde. Das überstieg ja meine kühnsten Erwartungen und es war mir darüber das Herz so voll, daß ich mein Glück gegen meine Collegen ausplauderte. Dieses Ereigniß mochte sich weiter gesprochen haben, denn ich erhielt alsbald vom Directorium der Francke'schen Stiftungen folgendes Schreiben: „Sie haben sich geäußert, daß Ihnen Seitens des Königlichen Ministeriums der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten die Zusicherung einer Gehaltszulage von 70 Thalern gemacht worden sei. Da uns von einer solchen Gehaltszulage nichts bekannt ist, so ersuchen wir Sie, das betreffende Ministerial-Rescript uns einzureichen."

„Das wirst du bleiben lassen", dachte ich, denn die Sache kam mir gleich nicht recht geheuer vor. „Giebst du das Rescript hin, so kannst du sehen, wo du's wieder herkriegst." Und diese meine Gedanken hatten mich nicht betrogen. Ich sah mich also vor, schrieb das Rescript ab, ließ es auf dem Secretariat vidimiren und schickte die Abschrift ans Directorium. Dabei blieb's vor der Hand. Das Jahr 1848 kam heran und mit ihm der Zahltag für den Januar-Gehalt. Der Rendant Ludwig machte mir die wenig erfreuliche Mittheilung, daß die Sache mit den 70 Thalern auf einem

Irrthume beruhe und ich nur 20 Thaler Zulage erhalten habe. — Nun ich denke, man wird mich wohl darauf ansehen, daß ich nicht der Mann war, der sich dabei beruhigte. Mit aller Energie bestand ich, wie Shylock, auf meinem Schein und ruhte nicht eher, als bis das Ministerium entschied: „es sei einmal versprochen und müsse nun auch gezahlt werden." Der ministerielle Schreiber hatte die 2 für eine 7 gelesen. Ich hätte den Mann umarmen mögen."*)

60. Das Jahr 1848.

Es kam heran mit seinen Stürmen und traf auch mich schwer, denn im Buchhandel war nach wissenschaftlichen Schriften keine Nachfrage, da nur die Tagesliteratur den Markt beherrschte. Für mich gab's also nichts zu thun, denn ich machte nicht in Politik. Hätte nicht die Neuauflage meiner Schrift: „Die merkwürdigen Punkte des Dreiecks" ꝛc. mir 30 Thaler gebracht, so wäre das Jahr ein für meine Schriftstellerei gänzlich verlorenes gewesen. Diese „merkwürdigen Punkte des Dreiecks" haben indeß ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Sie erschienen zuerst im Juli 1847 und fanden in Folge der in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitungen enthaltenen günstigen Beurtheilungen einen so raschen Absatz, daß schon zu Anfang des Jahres 1848 die ganze Auflage vergriffen war. Ich arbeitete nun das Buch gänzlich um, bereicherte es mit einer Menge neuer Beziehungen und Lehrsätze und hoffte damit noch weit mehr Ehre einzulegen, als vorher. Aber ich täuschte mich so vollkommen, wie noch nie zuvor. Die zweite Auflage machte gar kein Glück, denn sie ist heute, nach 21 Jahren, noch nicht einmal vollständig vergriffen. Dieses Schicksal hat die Schrift, die gerade zu meinen literarischen Hätschelkindern gehört, entschieden nicht verdient.

Ich bemerkte schon, daß ich mich mit Polikik nicht befaßte; trotzdem entging ich dem Rufe nicht, daß ich ein heimlicher Reactionär sei. Es geschah mir nun zwar vor der Hand noch nichts, aber es sollte noch kommen. Mein Verhängniß wollte nämlich, daß ich bei der Wahl zur National-Versammlung zum Wahl-Commissarius für die Vorstadt Oberglaucha, das Halle'sche Arbeiter-Viertel, ernannt

*) In meiner Studentenzeit ging die Rede, daß der Professor Schmelzer in Folge eines ähnlichen Schreibfehlers 2000 statt 1000 Thaler Gehalt bekommen habe. Bei mir hielt sich der Schreiber-Irrthum in bescheidenern Grenzen.

wurde. Tags vor dieser Wahl wurde eine Vorversammlung im Glauchaischen Schießgraben abgehalten und ich war thöricht genug, zu dieser ebenfalls zu gehen. Es ging sehr stürmisch her und war kaum möglich, daß Jemand zu Worte kam. Das souveraine Volk von Glaucha verlangte eine Republik und dem entsprechend sollten auch die Abgeordneten gewählt werden. Da kommt mir der unglückselige Gedanke, auch das Wort zu ergreifen, indem ich sagte: „Meine Herren, Sie führen immer das Wort „Freiheit" im Munde, aber Sie wollen Niemandem die Freiheit lassen, in anderem Sinne zu stimmen, als Sie es wünschen." Da unterbrach mich der Sandfuhrmann K. mit den Worten: „I so einen Kerl müßte man gleich todtschlagen!" Alsbald drängte sich auch eine Rotte heran und es schien fast, als wollte man diesen kurzen Prozeß mit mir machen. Jedenfalls hätte man mich etwas unsanft an die Luft gesetzt. Dem kam ich aber dadurch zuvor, daß ich gedeckt von einigen Freunden den Saal verließ und das Weite suchte.

„Du lieber Himmel, wie wird das morgen werden!" dachte ich bei mir, als ich zu Hause in Sicherheit war. Der andere Morgen kam und ich fühlte mehr Courage, als ich mir zugetraut hatte. Ich ging ja heute nicht aus Vorwitz hin, sondern weil es mein Amt mir gebot. Auf dem Wege nach dem Versammlungssaale überdachte ich mir eine kurze Ansprache, mit welcher ich den Wahlakt beginnen wollte. Als ich mit mir darüber im Reinen war, trat ich ein. Ich bestieg die Tribüne und sagte: „Meine Herren! Gestern hatte ich so gut, wie jeder Andere, das Recht, meine eigene Meinung zu haben und auszusprechen; aber heute ist das anders. Heute habe ich Sorge zu tragen, daß die Stimme eines Jeden, wie sie auch laute, zu ihrem Rechte komme und ich verspreche hiermit, daß ich meine Pflicht streng erfüllen werde." — Man nahm das ruhig hin und ich begann, die Wählerliste zu verlesen. Als ich fertig war, schrie ein Kerl: „Ich bin nicht mit drauf, was ist das?" Gleich darauf schrie man von allen Seiten: „Ich auch nicht! ich auch nicht!" Es waren dies lauter bestrafte Subjecte, die unter Polizei-Aufsicht standen. Ich suchte zu beschwichtigen, aber es gelang mir nicht und der Tumult wurde immer ärger. Da schrie ich denn mit meiner ziemlich durchdringenden Stimme: „Erst Wahlvorstand bilden und dann Beschluß fassen. Herr Dietze, ich ernenne Sie zum ersten Stimmzähler." Das schlug durch und es wurde ruhig. Der Gärtner Dietze war nämlich ein hervorragendes Mitglied der Glauchaischen Volkspartei und beherrschte diese Leute. Dietze trat an den Wahltisch heran und

ich ließ mir von ihm die übrigen Mitglieder des Wahlvorstandes in Vorschlag bringen. Als diese ernannt waren, sagte ich: „Meine Herren, der Wahlvorstand ist gebildet und ich ersuche die Mitglieder desselben, sich zu äußern, ob die nicht auf der Liste stehenden Personen zur Wahl zugelassen werden sollen oder nicht. Bemerken muß ich freilich vorweg, daß, wenn wir uns für die Zulassung entscheiden, die Wahl für ungültig erklärt werden wird und wir dann zwecklos hier gewesen sind." Da trat Dietze auf und sagte: „Leute, es hilft nun einmal nichts, Ihr müßt Euch beruhigen, sonst wird aus der ganzen Wahl nichts." Da wurde es denn wieder leidlich ruhig und die Wahl ging ohne weitere größere Störung vorüber.

61. Das Geschäft bessert sich.

Auch im Jahre 1849 war mit wissenschaftlichen Schriften im Buchhandel nichts zu machen und es sah ganz so aus, als ob meine literarische Erwerbsquelle ganz versiegen sollte. Zum Unglück kam noch die Cholera und es wurde mir gerade an dem Tage, wo die Zahl der Opfer auf 88 gestiegen war, mein sechstes Kind geboren. (Es war der 21. Mai.) Diese Umstände legten mir's nahe, daß es nun endlich Zeit werde, auch an die Versicherung meines Lebens zu denken. Ich versicherte mich mit 1500 Thalern und fühlte mich ganz besonders beruhigt, als ich den ersten Beitrag bezahlt und die Police in der Hand hatte. Da kam mir ein Gedanke, der für mein folgendes Leben entscheidend wurde. Ich überlegte nämlich, daß bei der schlimmen Cholerazeit eine öffentliche Aufforderung zur Betheiligung bei Lebensversicherungen etwas Zeitgemäßes sei und schrieb deshalb eine Broschüre unter dem Titel: „Die Vortheile und Garantieen der Lebensversicherung." Als ich sie fertig hatte, fand ich zu meiner großen Bestürzung keinen Verleger dafür, denn man wollte von Verlagsunternehmungen noch nichts wissen. Was nun thun? Ich bat meinen Verleger Schmidt, die Broschüre für meine Rechnung zu drucken und mir die Kosten bei einer Neu-Auflage eines meiner Lehrbücher vom Honorare abzuziehen. Schmidt ging darauf ein und so wurde ich denn zum ersten Male Selbstverleger. Ich machte ein Paar Annoncen und siehe da, es kam von Weimar eine Bestellung auf 200 Exemplare und bald darauf von Magdeburg eine auf 150. Da ich pro Exemplar 3 Sgr. Partiepreis nahm, so war das schon ein hübscher Anfang. Es dauerte auch gar nicht lange, so war die erste Auflage vergriffen und ich

veranstaltete eine stärkere zweite. Jetzt wußte ich, wo ich hin zu steuern hatte. Ich warf mich deshalb mit aller Kraft auf die politische Arithmetik, namentlich die Lebensversicherungstechnik und schrieb mein Buch: „Die höheren bürgerlichen Rechnungsarten", was mir 60 baare Thaler eintrug. Auch mein letztes Schulprogramm behandelte die mathematischen Grundlagen der Lebensversicherungs-Institute. Mir schwoll jetzt der Kamm und ich war dreist genug, dem K. Finanzministerium meine Dienste anzubieten. Die Folge war, daß mir eine Revisions-Arbeit für die Militär-Wittwenkasse aufgetragen wurde, für welche mir das Kriegsministerium 100 Thaler zahlte. Es kam bald eine zweite für gleiches Honorar. Das gefiel mir ganz außerordentlich und ich arbeitete Tag und Nacht, um mich für eine neue Laufbahn vorzubereiten.

62. Ein Unglückshaus.

Ich habe als Bauernknabe gepflügt und geeggt, gehackt und gegraben, mit der Sense gehauen und in der Scheune gedroschen. Das hatte meinen Körper gestählt und ich konnte ihm schon etwas bieten. Aber ich war doch zu weit gegangen. Arbeiten, in jeder freien Viertelstunde arbeiten, das war bisher meine Losung gewesen. Ich hatte mir keine freie Minute gegönnt, war nie spazieren gegangen und in's Freie gekommen und, was das Schlimmste war, hatte mir nicht den gehörigen Schlaf gegönnt. Tag für Tag, Winter und Sommer saß ich von früh 3 Uhr an meinem Arbeitstische, ging von ihm weg nach der Schule und aus dieser zu ihm hin. Nicht ein Zweiter, das behaupte ich dreist, hat mir das nachgemacht, denn kein Zweiter hätte das ausgehalten. Aber auch meine Kraft ging zu Ende. Das Jahr 1851 traf mich als einen jungen Greis von 37 Jahren. Zum Unglück erkannte ich meinen Zustand nicht einmal und hörte deshalb nicht auf, auf meine Natur einzustürmen. Endlich ging's aber doch nicht mehr und ich, der lebensfroheste Mensch von der Welt, wurde ein Hypochonder. Ein Unglücksfall in meiner Familie kam noch hinzu und besserte natürlich meinen Zustand nicht. Am 10. Mai 1851, es war gerade ein Sonnabend, Nachmittags 2 Uhr, entstand nämlich ein Geschrei auf dem Corridor. Ich sprang aus meinem Zimmer und sah, daß ein fremdes Dienstmädchen meinen kleinen vierjährigen Paul anscheinend todt getragen brachte. Sie hatte ihn beim Wasserholen im Röhrtroge gefunden. Es wurde sofort zum Arzt geschickt, inzwischen aber

der Knabe gebürstet und mit heißen Steinen erwärmt. Nach langer, langer Zeit schlug er endlich die Augen wieder auf. Sein Leben hatte offenbar an Secunden gehangen. Freilich war er noch nicht gerettet und es vergingen zwei lange Jahre, ehe der kräftige Knabe seine Gesundheit wieder erhielt. Ein chronisch gewordener Lungenkatarrh wollte nicht weichen. Zum Glück ist der Unfall ohne weitere schlimme Folgen geblieben.

Mein sich immer mehr verschlechternder Gesundheitszustand bekümmerte meine Freunde und namentlich meine Frau in hohem Grade. Ihren Bitten gab ich endlich nach und ging zum Arzt. Ich klagte ihm, daß ich das Gefühl hätte, als ob mir ein Büschel Haare im Halse stäke. Er sagte, ich müsse sofort nach Helgoland ins Seebad gehen. Ich bemerkte dagegen, daß ich dazu kein Geld hätte. „Das muß geschafft werden, sonst gehen Sie zu Grunde!" war seine kategorische Antwort. Er setzte sich hierauf an seinen Schreibtisch und schrieb einen Zettel, den er mir übergab. Er lautete: „Herr Dr. W. muß ein Seebad gebrauchen und bedarf dazu 5 — 6 Wochen Urlaub." Ich ging damit zum Director Niemeyer und bat gleichzeitig um einen Vorschuß von 100 Thalern. Urlaub und Vorschuß wurden mir bewilligt und ich reiste im Juni 1851 nach Helgoland.

63. Die Seereise.

Ich fuhr Morgens mit dem ersten Zuge nach Magdeburg, nahm von da den Weg über Braunschweig und Lehrte nach Harburg, um einmal durch die Lüneburger Haide zu kommen und war Abends 8 Uhr in Hamburg. Ich war 12 Stunden in dritter Wagenklasse gefahren und hatte zum ersten Male nach langer Zeit das Gefühl des Hungers. Der Wirth Reuter im Hotel St. Petersburg hatte in meiner Studentenzeit den Kronprinzen in Halle gehabt und mich sehr gut gekannt, drum nahm ich Quartier bei ihm. Er nahm mich äußerst freundlich auf und hat — wenn ich mich recht entsinne — nichts von mir genommen. Am andern Morgen schon schiffte ich mich auf einem kleinen Dampfer, dem Patriot, mit einer ziemlich bedeutenden Zahl anderer Reisender ein. Das Wetter war abscheulich und man konnt' es auf Deck kaum aushalten vor Wind und Regen; ich hielt aber doch aus, um wenigstens Etwas von den Ufern der Elbe zu sehen. Nach einigen Stunden erreichten wir Cuxhafen. Das Holsteinische Ufer hätte sich allmälig immer mehr ent-

fernt und die Elbe glich schon einem Meere. Das Wetter wurde immer schlechter und unser kleines Schiffchen fing an gewaltig zu stampfen. Wir kamen endlich an die Insel „Neuwerk" in der Elbmündung und es war die allgemeine Ansicht verbreitet, der Kapitän würde es nicht wagen, in die hohe See zu stechen. Er fuhr aber weiter! Da stürzte sich ihm eine Dame zu Füßen und bat: „Herr Kapitän, kehren Sie nach Cuxhafen um, wir bitten Sie aufs Inständigste!" Dem alten Seemann fiel das aber gar nicht ein, denn er fertigte die ängstliche Bittstellerin kurz ab, indem er in seinem friesischen Dialekte sagte: „Eck versuup ok ni garn!" (Ich ersaufe auch nicht gern!) Die Dame wankte traurig in die Kajüte, während ich durch diese Worte vollständig getröstet auf Deck blieb. Die See ging immer höher und höher und das Schiffchen schoß bald in ein tiefes Wasserthal, bald kletterte es steil an einer hohen Woge hinan. Die Seekrankheit war schon bei den Meisten in hohem Grade eingetreten und was auf Deck war, lag am Boden, wurde hin und her gekugelt und von Sturzwellen übergossen. Da das Wetter immer schlechter wurde, so wankte ich, mich an dem messingenen Geländer festhaltend, nach der Kajüte. Aber nur einen Blick warf ich hinein und dann kehrte ich um, denn da unten da war's fürchterlich. Das entsetzliche Gestöhne der Seekranken war nicht zu ertragen, drum setzte ich mich lieber Wind und Wetter aus und ging wieder auf Deck. In demselben Momente stürzte eine Dame aus Hannover, die von zwei Kindern von etwa 9 und 6 Jahren und einem Dienstmädchen begleitet war, von der Bank, um neben das schon am Boden liegende Mädchen zu fallen. Die Kinder, die von der Krankheit noch nicht ergriffen waren, schrieen fürchterlich und fielen über ihre Mutter her. Es war eine herzzerreißende Scene! Ich raffte die Kinder auf, nahm sie zwischen meine Arme und klammerte mich mit den Händen an dem Geländer fest. Es dauerte nicht lange, so brach die Seekrankheit bei dem älteren Kinde ebenfalls aus und da ich es nicht mehr halten konnte, so ließ ich's auf den Boden nieder und hielt nur noch die kleine 6jährige Marie fest. Mir war ebenfalls nicht ganz sonderlich zu Muthe, obgleich die Seekrankheit bei mir nicht zum Ausbruche kam. Außer mir blieb von allen Reisenden nur das 6jährige Kind verschont. Mein Arzt hatte mich mit den Worten entlassen: „ich wünsche Ihnen eine recht tüchtige Seekrankheit"; sein Wunsch traf aber nicht ein. Das Schauerliche der Scene wurde noch dadurch erhöht, daß ein unabsehbarer Schwarm von Seemöven unser Schiffchen verfolgte, als ob sie nur auf das Versinken

desselben und unsere Leichname warteten. Dazu das entsetzliche krampfhafte Würgen der Kranken, was so klang, als sollte Lunge und Leber ausgebrochen werden. Endlich waren wir an dem Feuerschiffe*), von welchem ein Lootse mit Aufbietung aller Anstrengungen aufgenommen wurde. Es war in der That keine Kleinigkeit, das vom Feuerschiffe abgesandte kleine Boot, in welchem sich der Lootse mit vier Ruderern befand, bei der hochgehenden See beizulegen und den Mann an Bord zu bringen. Dieser stieg sofort die Leiter empor und stellte sich auf die Brücke, um die Leitung des Schiffes zu übernehmen. Er streckte blos die rechte Hand aus und gab durch Bewegungen derselben dem Steuermann den Curs an. Bekanntlich gehört die Fahrt nach Helgoland nicht gerade zu den ungefährlichen, denn das Fahrwasser ist nicht eben breit. Der Lootse stand wie aus Stein gehauen, sein Gesicht verzog keine Miene, sondern drückte nur das Bewußtsein aus, daß er seiner Sache sicher war. An welchen Kennzeichen er den richtigen Curs erkannte, war mir natürlich ein Räthsel. Endlich ertönt der Ruf: „Helgoland in Sicht". Ich konnte anfangs nichts erkennen, sah aber endlich etwas, das wie ein über das Meer emporragender Felsen aussah. Um 5 Uhr Nachmittags endlich — wir waren um 8 Uhr in Hamburg abgefahren — waren wir an der Landungsbrücke. Wie mit Einem Schlage war bei Allen die Seekrankheit vorbei und nur die geisterbleichen Gesichter blieben als Spuren derselben zurück. Die Bemitleidenswerthen mußten sich schließlich noch von der massenhaft versammelten Helgoländer Schuljugend verhöhnen lassen. Zum Glück hatte der Regen nachgelassen, ich war aber trotz meines dicken Paletots vollständig durchnäßt. —

I col massimo sforzo, a grand'pena

64. Auf Helgoland.

Gestehen will ich, daß auch ich recht froh war, als ich wieder festen Boden unter den Füßen fühlte. Das erste Bedürfniß war ein Quartier, wo ich mich umziehen konnte, da ich bis auf die Haut durchnäßt war. Vor der Erkältung hatte mich eine Flasche Portwein bewahrt, die mir Reuter mitgegeben hatte. Sie war schon ein gut Stück vor Helgoland über Bord geflogen, — natürlich leer.

---

*) Es ist das ein mitten im Meere festgeankertes Schiff, welches die Stelle eines Leuchtthurms vertritt und gleichzeitig eine Lootsenstation bildet. Der von uns aufgenommene Lootse erzählte mir, daß bei dem Unwetter ganz alte Matrosen auf dem Feuerschiffe seekrank geworden seien.

Zum Logiren war mir das Haus des Lootsen Karsten Rickmers empfohlen worden und ich ließ mich dahin führen. Wir stiegen eine endlos hohe Treppe hinauf ins sogenannte Oberland, wo dicht am abschüssigen Felsen, dem sogenannten Falm, das Rickmers'sche Haus stand. Ich fand sofort Quartier und in Rickmers und seiner Frau die aufmerksamsten Wirthsleute.

Am Tage meiner Ankunft benutzte ich noch die Abendstunden, um einen Rundgang auf der Insel zu machen. Viel Zeit kostete das nicht, denn in einer halben Stunde hat man die Insel ihrer Länge nach, in der sogenannten Kartoffel-Allee*), durchschritten, während die Breite nur einen Büchsenschuß beträgt. Ein wenig dürftiges Gras und noch dürftigere Kartoffeln, das ist die ganze Flora von Helgoland. Hätte man nicht das Meer, auf welches der Blick immer und immer wieder gezogen wird, so wär's wohl kaum dort fünf Wochen lang auszuhalten.

Den Tag nach meiner Ankunft besuchte ich den Badearzt Dr. v. Aschen und erhielt von ihm die Weisung, außer den Bädern in freier See allabendlich noch Sitzbäder zu nehmen und alle Morgen ein Glas Seewasser zu trinken. Ich handelte genau nach Vorschrift und machte mich einer Uebertretung der Badeordnung nur insofern schuldig, daß ich mich gewöhnlich etwas weiter in die See hinauswagte, als die Badewärter leiden wollten. Das Baden hatte zunächst die gute Folge, daß mein Appetit sich schärfte und ich schließlich an der reich besetzten Tafel im Rickmers'schen Hause meinen Mann gehörig stellte. Es ist ganz wunderbar, daß Helgoland mit seiner Seeluft in so ganz kurzer Zeit meinen ganzen Organismus umstimmte. Schon nach wenigen Tagen hatte ich meine frohe Laune wieder gewonnen und in der zweiten Woche wurde ich von der Badegesellschaft zum Vergnügungs-Commissarius ernannt. Das Amt eines solchen ist in Helgoland keine Kleinigkeit, denn die Auswahl von Vergnügungs-Gelegenheiten ist nicht groß. Die Umfahrt durch Dampfschiffe oder Boote um die Insel ist das Nächste, was man thun muß; dann kommt eine Partie bei der Ebbe nach den Seehundsklippen, dann kommt der Makrelenfang und endlich noch für einige Gourmands der Austernfang. Einen hohen Genuß gewährt endlich noch — freilich nur ein Paar Nächte — das herrliche Phänomen des Meerleuchtens. Für die zu arrangirenden Partieen hatte

*) Ein im Unterland befindlicher kurzer Promenadenweg wird die Bindfaden-Allee genannt, weil ein Seiler seine Spinnbahn darauf hat.

ich in dem Lootſen Olſen meinen Helfershelfer, der Alles ins Werk zu ſetzen wußte. Ich hatte ihm auch auf die Seele gebunden, mich ſofort zu wecken, wenn das Meerleuchten ſichtbar ſei. In der Nacht vom letzten Juni bis zum erſten Juli kam er denn auch richtig gegen Mitternacht und weckte mich mit den Worten: das Meer leuchtet heute prächtig! Ich ſprang auf, ſehe durchs Fenſter und ſage: ich ſehe ja nichts; Er erwiederte darauf, daß das oben nicht zu ſehen ſei. Nun trug ich ihm auf, Lärm zu ſchlagen und an allen Thüren und Fenſtern auszurufen: „Das Meer leuchtet, Alles an Bord!“ Ich bin natürlich der Erſte im Unterland und finde ſchon den bereit gehaltenen Kutter, ſehe aber nichts vom Leuchten des Meeres. Ich frage die umſtehenden Lootſen, wo denn das Meer leuchte? Sie gaben zur Antwort, daß dies erſt auf hoher See ſichtbar wäre. Meine Ungeduld war grenzenlos und ich konnte die Zeit nicht erwarten, bis der Kutter in See ſtach. Nach und nach kamen einige Badegäſte zuſammen, doch wohl kaum mehr als ein Dutzend. Wir hatten eine volle Stunde gewartet und ich drängte zum Aufbruch. Olſen meinte auch, wir müßten eilen, denn mit dem anbrechenden Morgen verſchwände das Leuchten. Die Anker wurden gelichtet und bald bläheten ſich die Segel, um uns raſch auf hohe See zu treiben. Jetzt ging Olſen herum und gab Jedem einen Beſen in die Hand, um damit das Meer zu fegen. Ein allgemeiner Ausruf des Staunens klang in die Lüfte, als wir ſeiner Weiſung gefolgt waren. Es war gerade ſo, als ob man mit dem Beſen durch glühende Kohlen fegte und das aufgeſpritzte Waſſer bildete einen förmlichen Feuerregen. Auch auf den Beſen blieben noch einzelne Funken eine Weile ſichtbar. Was iſt das? war die allgemeine Frage. Als Vergnügungs-Commiſſar hatte ich natürlich auch die Verpflichtung, meinen Mitfahrenden auseinander zu ſetzen, daß die Erſcheinung von phosphoreſcirenden Infuſorien herrühre und etwas Aehnliches ſei, als das Leuchten der Johanniswürmchen. Einige glaubten's, Andere nicht.

Die Vergnügungspartieen wurden ſelbſtverſtändlich auf gemeinſchaftliche Koſten unternommen. Ich repartirte natürlich ſo, daß ich frei ausging und für meinen Olſen noch ein gutes Trinkgeld blieb.

Im Uebrigen benutzte ich die bade- und partieenfreie Zeit zum Sammeln von kleinen Seethieren, die ich in Spiritus ſetzte. Auf der Rückreiſe paſſirte mir damit ein Unfall, den ich zur Warnung für Andere, denen es möglicherweiſe ebenſo ergehen könnte, noch mittheilen will. In Wittenberge frug nämlich ein Zollbeamter

nach dem Inhalte der Kiſte, in welche die Gläſer ſorgſam verpackt waren. Ich gab wahrheitsgemäß an, daß ſich in Spiritus geſetzte Seethiere darin befänden. Der Beamte ſagte darauf, daß der Spiritus verſteuert werden müſſe. Als ich dagegen beſcheidene Zweifel erhob, meinte er, daß der Spiritus dadurch nicht ſteuerfrei werde, daß ein Thierchen drin ſchwämme, denn ſonſt könne man ja in einen Oxhoft Spiritus einen Froſch ſetzen und dadurch den Zoll ſparen. Gegen dieſe ſteueramtliche Logik ließ ſich allerdings nichts einwenden und es half auch mein Demonſtriren gegen das Oeffnen der Kiſte nichts. Ich bat, dieſelbe zu plombiren, damit ich, wenn nöthig, den Spiritus in Halle verſteuern könne. Man lehnte dies ab. Ich recurrirte nun auf die Entſcheidung des Chefs vom Steueramt und wurde denn auch dieſem vorgeführt. Er war ſehr höflich, entſchied aber doch, daß die Kiſte geöffnet werden müſſe. So mußte ich mich denn drein ergeben und es geſchah, was ich gefürchtet hatte. Beim Zuſchlagen der aufgewühlten Kiſte floß nämlich der Spiritus heraus, da es nicht möglich war, bei dem kurzen Aufenthalte die Kiſte wieder ſorgſam zu verpacken. Ich hätte darüber wieder hypochondriſch werden können, noch dazu, da der Herr Chef die Sachen doch noch für ſteuerfrei erklärte.

Die Badegeſellſchaft beſtand zum Theil aus wiſſenſchaftlich gebildeten Leuten und fehlte es mir deshalb nicht an einem anregenden Umgange. Mit mir in demſelben Hauſe wohnte der Buchhändler Philipp Reclam jun. aus Leipzig mit Frau und Sohn und blieb ich mit dieſer liebenswürdigen Familie unzertrennlich. Ein Buchhändler mußte natürlich meine Schriftſteller-Leidenſchaft wieder rege machen und es kam auch wirklich ſo, daß ich meine „Trigonometriſche Aufgabenſammlung“ bei Reclam erſcheinen ließ. Ich fand in ihm den anſtändigſten Verleger von der Welt. Das Buch enthält das Beſte, was ich in den Schriften von Gaskin, Hewett und Goodwin, ſowie in den Cambridge Problems und in „The Mathematician“ fand.

Auf der Rückreiſe von Helgoland erlebte ich noch in Hamburg ein kleines Abenteuer. Es war nämlich an einem Sonnabend ein junger Hamburger Kaufmann mit einer hübſchen jungen Frau nach Helgoland gekommen, um bis zum Montag daſelbſt zu bleiben. Er nahm in meinem Hauſe Quartier und ſchloß ſich einer von mir am Sonntag arrangirten See-Partie an. Dadurch waren wir bekannt geworden. Als ich nun zurückreiſte, hielt ich mich noch einen Tag in Hamburg auf und ging in einen Laden, um für meine Frau

etwas zu kaufen. Ich konnte mit der anwesenden Dame über den Gegenstand nicht handelseinig werden und drum sagte sie, ich will einmal meinen Mann rufen. Sie that's und es erschien der junge Mann von Helgoland. Als er mich erblickte, erblaßte er, aber ich that, als kennte ich ihn nicht. Zum Dank ließ er mir den gewünschten Gegenstand für ein Spottgeld.

Wohlbehalten und vollständig wieder hergestellt langte ich in Halle wieder an. Alle Welt wunderte sich über meine wunderbare Umwandlung und man gestand mir jetzt auch, welche Befürchtungen man für mein Leben gehabt hatte.

65. Eigene vier Pfähle.

Ich habe das Haus, in welchem ich im Jahre 1851 wohnte, ein Unglückshaus genannt, und das war es auch. Ich war nämlich erst ein Paar Wochen wieder zu Hause, als eines Tages mein anderthalbjähriges Gretchen in meiner und meiner Frau Abwesenheit sich durch das Treppengeländer zwängt und aus dem dritten Stock in den untersten Hausflur hinabstürzt. Als wir nach Hause kamen, fanden wir das Kind scheinbar schlafend, aber in starker Fieberhitze. Es hatte eine Hirn- und Rückenmarks-Erschütterung erlitten, war aber im Uebrigen unversehrt geblieben. Nach vier Wochen war es wieder hergestellt, während mein kleiner Paul noch immer schwer krank war. Das Haus war mir zuwider geworden und ich sehnte mich nach einer anderen Wohnung. Als ich diesen Wunsch einmal gegen meine Frau aussprach, erwiederte sie: „Es wäre das Beste, wir bauten uns selbst ein Haus." Ich hielt's für einen Scherz und sah sie verwundert an. Sie ließ sich aber nicht irre machen, sondern fuhr fort: „Mit unseren vielen Kindern und Pensionären mag uns Niemand gern ins Haus nehmen und darum wär's das Beste, wir hätten unser eigenes Haus." Ich fand das richtig, erlaubte mir aber die bescheidene Frage, woher denn das Geld zu einem Hausbaue herkommen solle? Meine Frau meinte, ich hätte ja eine Menge Verleger; wenn von diesen Jeder etwas hergäbe, so käme ja wohl ein Theil der Bausumme zusammen und der Rest könnte hypothekarisch eingetragen werden. Ich mußte dazu leider den Kopf schütteln, denn welchem Verleger hätte ich die Garantie geben können, daß er durch Anrechnung meines Honorars für Neu-Auflagen wieder zu seinem Gelde kommen werde? Damit war's also nichts und ich habe auch nicht einmal einen Versuch gemacht. Trotzdem hatte die

Idee bei mir gezündet und ich brachte sie nicht aus dem Sinne. — Es war nicht lange darnach, da schickte mir die Thüringer Eisenbahn-Gesellschaft 200 Thaler Honorar für die von mir ausgeführte Organisation ihrer Beamten-Pensionskasse. Die werden nicht angerührt, sondern müssen zum Hausbau kommen! Darüber waren wir einig. Gegen Ende des Jahres 1851 war ich auch mit meiner Trigonometrischen Aufgaben-Sammlung fertig, für welche ich von Reclam 160 Thaler erhielt. Jetzt wurde die Baulust schon stärker. Ich schrieb an einen Freund, dem ich manche Gefälligkeiten erwiesen hatte, und bat ihn, mir 1000 Thaler zu borgen, aber nur gegen eine Handschrift, da ich das Haus, das ich bauen wollte, für die weitere Bausumme verpfänden müßte. Mein Freund mache ein süßsaures Gesicht, gab aber das Geld her und ich verpfändete ihm als Sicherheit meine Lebensversicherungs-Police. Jetzt kaufte ich eine Baustelle und trug den Rest meines Vermögens zum Zimmermeister Helm, dem ich mein Anliegen vortrug. Ich stellte ihm die Bedingung, daß er für Alles sorgen und mir versprechen müsse, den ungedeckten Theil des Baukapitals unter zehn Jahren nicht zu kündigen. Helm war dazu sofort bereit und die Sache war abgemacht. Am 5. April 1852, gerade den Tag nach dem Palmsonntage, wurde der erste Spatenstich gethan und am 22. September zogen wir schon in unser neues Haus. Unsere Freude war grenzenlos und ich gönne sie Jedem, der's noch zu keinem eigenen Hause gebracht hat.

66. Akademischer Anlauf.

Schon in der Mitte der 40er Jahre faßte ich den Entschluß, mich bei der Universität in Halle zu habilitiren, natürlich aber meine Lehrerstelle daneben beizubehalten. Dies wurde mir vom Directorium der Francke'schen Stiftungen nicht gestattet und entschied dasselbe, daß ich meine Lehrerstelle niederlegen müsse, falls ich auf meinem Entschlusse beharre. Ich fand in dieser Entscheidung eine große Ungerechtigkeit, da bereits mehreren Lehrern die Habilitirung an der Universität gestattet worden war, und beschwerte mich deshalb beim Minister der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten persönlich. Er sagte mir, daß das Ministerium mir keine Hindernisse in den Weg lege, indeß scheine doch aus der Weigerung des Directoriums hervorzugehen, daß jenes Doppelamt Inconvenienzen im Gefolge gehabt haben müsse und darum könne er sich nicht veranlaßt fühlen, auf das Directorium der Francke'schen Stiftungen eine Nöthigung auszuüben. So wurde es denn einmal wieder nichts.

Im Herbst 1851 kam dieses Thema noch einmal zur Sprache und zwar ging die Anregung diesmal vom Curator der Universität Herrn Geh. Oberregierungsrath Dr. Pernice aus. Ich theilte ihm meine früheren Erlebnisse in dieser Beziehung mit und fügte hinzu, daß ich gegenwärtig doch zu alt sei, um noch mit dem Privatdocententhum anzufangen. Darauf erwiederte Pernice, daß er Schritte thun werde, um meine Berufung als außerordentlicher Professor zu veranlassen. Dies geschah denn auch, d. h. es wurden die nöthigen Schritte gethan, aber sie hatten nicht den gewünschten Erfolg. Der Minister war allerdings auf Pernice's Vorschlag eingegangen und hatte auch ein Gutachten von der Facultät eingefordert, es war dies aber nicht so ausgefallen, daß er sich veranlaßt sehen konnte, die Sache weiter zu verfolgen. Mein früherer Lehrer, der verstorbene Professor Sohncke, hatte nämlich in seinem Gutachten gesagt: „mir ginge zwar der Ruf eines tüchtigen Lehrers voraus, auch hätte ich ein Paar brauchbare mathematische Schulbücher geschrieben, im Uebrigen aber deute nichts darauf hin, daß ich die Wissenschaft im Großen und Ganzen fördern werde und darum sei meine Berufung nicht zu empfehlen.“*) Pernice bot trotzdem Alles auf, um meine Berufung doch noch durchzusetzen, aber es war vergebens, da der Minister Bedenken trug, dem Votum der Facultät gegenüber einen Machtspruch zu thun. So sollte denn auch diese Hoffnung zur Täuschung werden.

67. Zwei Freunde wider Willen.

Obgleich ich mich schon längere Zeit mit der sogenannten Lebensversicherungs-Technik lebhaft beschäftigt hatte, so lag mir doch

---

*) Es war dies der Dank dafür, daß ich ihn einmal in einer Vorlesung aus der Patsche zog. Er war nämlich zu einer Anwendung der Moivreschen Formeln gekommen und warf die Frage hin: Die sind Ihnen ja wohl bekannt? Als dies von mehreren Seiten verneint wurde, unternahm er die Entwickelung. Als er damit bis zu den gebrochenen Exponenten gekommen war, fiel er nicht auf den kleinen Kunstgriff, von der schon entwickelten Formel:

$$\left(\cos\frac{1}{n}\varphi + i\sin\frac{1}{n}\varphi\right)^n = \cos\varphi + i\sin\varphi$$

auszugehen und kam deshalb mit dem Beweise nicht zu Stande. Da ich diese Entwickelungen bei meinem Lehrer Müller gehabt hatte, so waren sie mir geläufig und ich machte nach einigen peinlichen Minuten des Stockens den Herrn Professor auf die Ausgangsformel aufmerksam.

der Gedanke einer Betheiligung an der Gründung einer Lebensversicherungs-Gesellschaft gänzlich fern. Daß es schließlich doch dahin kam, verdanke ich eigentlich zwei Leuten, die öffentlich als meine Gegner auftraten und so mich gewaltsam in die Strömung des Lebensversicherungswesens hineinstießen. Daß jener Strom mich schließlich da ans Land warf, wo nachmals die Lebensversicherungs-Gesellschaft „Iduna" gegründet wurde, lag wenigstens nicht in der Absicht jener Herren. Sie wurden also meine Freunde wider Willen. Da der Eine von den betreffenden Vorfällen lehrreich und der Andere belustigend (für mich nur leider nicht!) ist, so theile ich beide im Nachstehenden mit.

Schon im Jahre 1850 eröffnete ein in Spandau gegründeter Ausstattungs-Verein seine Wirksamkeit und fand im Publikum so starken Anklang, daß sogar in Halle ein aus den angesehensten Männern gebildetes Comitee öffentlich zur Betheiligung an jenem Vereine aufforderte. Und doch stand es mit jenem Vereine grundfaul, weil er mehr versprach, als er leisten konnte. Der Verein versprach nämlich seinen Mitgliedern gegen einen Monatsbeitrag von 2½ Sgr. nach 10 Jahren 100 Thaler Aussteuer. Es gehörten keine großen mathematischen Kenntnisse dazu, um einzusehen, daß dies unmöglich war. Da aber trotzdem der Andrang zu dem Vereine ein ganz ungeheurer war, so hielt ich's für meine Pflicht, dagegen einzuschreiten. Der Halle'sche Courier brachte nämlich fast täglich eine Annonce vom Hauptagenten Krumme in Gerbstedt, worin der Monatsbeitrag von 2½ Sgr. immer wiederkehrte und darum rückte ich in Nr. 127 dieses Blattes (Jahrgang 1850) folgendes Inserat ein:

„Um vor Täuschung zu bewahren, erlaube ich mir darauf aufmerksam zu machen, daß in der Anzeige des Herrn W. Krumme in Gerbstedt offenbar ein Fehler ist. Gegen einen monatlichen Beitrag von 2½ Sgr. kann der Spandauer Versicherungs-Verein unmöglich nach 10 Jahren schon 100 Thlr. auszahlen. Vermuthlich ist 20½ Sgr. zu lesen.

Halle, den 3. Juni 1850. Dr. Wiegand."

Herr Krumme nahm davon keine Notiz und annoncirte in der alten Weise frisch weiter. Dies veranlaßte mich, in Nr. 57 vom 5. Februar 1851 eine vollständige Berechnung abdrucken zu lassen, aus welcher hervorging, daß der Verein bei der Versicherung von 10,000 neugebornen Kindern nach 10 Jahren in ein Deficit von über 500,000 Thalern gerathen müßte. Auch diesen Artikel unterschrieb ich mit meinem Namen. Damit hatte ich nun die Stelle ge-

troffen, wo Herr Krumme verwundbar war, denn er ließ eine Entgegnung in die Zeitung einrücken, wo er in ziemlich unzarten Worten mir die Befähigung absprach, so etwas beurtheilen zu können. Das ging mir natürlich nun ans Leben und ich wies den genannten Herrn nicht nur in der folgenden Zeitungs-Nummer in seine Schranken, sondern arbeitete auch einen Bericht über die Sachlage des qu. Vereins aus und schickte denselben an das K. Preuß. Ministerium des Innern. Der Herr Minister dankte mir in einem äußerst verbindlichen Rescript für meine Mittheilungen und fügte hinzu, daß solche Berichte über Ausschreitungen in der Versicherungswelt ihm jederzeit angenehm sein würden. Die weitere Folge war, daß der Verein liquidiren mußte und die Mitglieder den größten Theil ihrer Einlagen verloren. Das Ministerium des Innern trug mir nun ebenfalls Arbeiten auf und bin ich Herrn Krumme dafür noch heute recht dankbar.

Nun der zweite Fall!

Das kleine Rencontre mit Herrn Krumme in Gerbstedt hatte mich in der Versicherungswelt einigermaßen bekannt, vielleicht auch gefürchtet gemacht, denn man näherte sich mir von der und jener Seite, trug mir Arbeiten, namentlich Tarifberechnungen auf und zog mich sonst zu Rathe. Man sah mich darauf an, daß ich überall, wo ich einen Schwindel aufspürte, unbarmherzig meine Geißel schwingen würde und ich that's in nicht gerade besonders sanfter Weise. Es machte sich nämlich damals gerade der Goldberger'sche Rheumatismusketten-Schwindel breit und gab mir Veranlassung in öffentlichen Vorträgen sowohl, als in Zeitungs-Artikeln auf Grund wissenschaftlicher Prüfung die Wirkungslosigkeit jener Ketten nachzuweisen und so dem speculativen Fabrikanten, der freilich sein Schäfchen schon im Trocknen hatte, das Handwerk zu legen. Ich hatte ferner nachgewiesen und öffentlich bekannt gemacht, daß die Zahnperlen des Dr. Ramçois blos aus Damarlack und Lindenkohle beständen und etwa einen Werth von 6 Pfennigen hätten, während sie einen Thaler kosteten; endlich hatte ich den Lübecker Schwindler aufgestöbert, der tagtäglich in den Zeitungen für 8 Thaler das Sümmchen von 200,000 Thalern versprach, und hatte ihn dadurch unmöglich gemacht, daß ich sein Unwesen öffentlich an den Pranger stellte. Alles dies hatte die Folge, daß sich namentlich solche Subjecte an mich herandrängten, deren Gewissen nicht ganz rein war, die aber vermeinten, daß sich mit einem solchen schulmeisterlichen Hungerleider schon ein Wort reden und er sich mit Baarem zu Paaren treiben

laſſen werde. In dieſe Zeit fiel denn auch das Ereigniß, welches ich vorhin als ein beluſtigendes bezeichnete und das ich noch mittheilen will. Es wohnte mir nämlich im Jahre 1851 der Kaufmann und Ziegelei-Beſitzer Fritſch gegenüber und war ich mit dieſem Herrn in ein freundnachbarliches Verhältniß getreten. Eines Tages kam derſelbe in Begleitung eines Herrn zu mir, den er mir als den Inspecteur de Belfort von der Caisse paternelle in Paris vorſtellte. Fritſch war längere Zeit in Frankreich geweſen und in Havre de Grace mit de Belfort bekannt geworden und daher kam's, daß letzterer ſich jenes Herrn bediente, um bei mir Eingang zu finden. Als ich mich nach ſeinem Anliegen erkundigte, legte er mir verſchiedene Druckſachen ſeiner Geſellſchaft vor und knüpfte daran die Bitte, daß ich darüber ein Gutachten abgeben möchte. Meine Arbeit würde ſeine Geſellſchaft anſtändig honoriren. Ich erwiederte, daß ich dazu bereit ſei und die Arbeit für 400 Frcs. liefern wolle. Da meinte er denn, das ſei ja ein Spottgeld und ſeine Geſellſchaft würde gern 1000 Frcs. und noch mehr zahlen, wenn das Gutachten günſtig ausfiele. Darauf ſagte ich: „Wir wollen bei 400 Frcs. ſtehen bleiben, aber ich muß mir ausbedingen, daß dieſer Betrag auch dann gezahlt wird, wenn mein Gutachten ungünſtig ausfallen ſollte." — „O, das iſt gar nicht möglich!" entgegnete de Belfort. „Wenn Sie das ſchon wiſſen," bemerkte ich darauf, „ſo iſt's ja überflüſſig, daß ich mich mit der Sache befaſſe." — „O, nein! meine Geſellſchaft legt gerade einen beſonderen Werth darauf, von Ihnen ein Gutachten zu beſitzen." Nach dieſen Worten entfernte ſich Herr de Belfort. Kaum war er weg, ſo kam unſer Dienſtmädchen mit Waſſereimern die Treppe herauf und erzählte, daß der Herr, welcher eben heruntergegangen ſei, ſie gefragt habe, ob die Frau Doctorin ſich wohl über eine neue feine Mantille freuen würde.

Ich machte mich ſofort an die Arbeit, um die 400 Frcs. ſo bald als möglich zu verdienen. Leider fiel mein Gutachten aber ungünſtig aus, denn ich mußte ſagen, daß die Geſellſchaft für 100 Frcs. jährlich nach 20 Jahren die Summe von 12,500 Frcs. nicht in Ausſicht ſtellen könne. Ich brachte meine Rechnungen zu Papiere und eilte damit nach Leipzig, wo ich den Herrn de Belfort im Hotel zum Blumenberg treffen ſollte. Er empfing mich mit den Worten: „Iſt das Gutachten günſtig ausgefallen?" Ich erwiederte, daß es darauf zunächſt gar nicht ankomme: hier ſei das Gutachten und dafür möge er mir 400 Frcs. zahlen. — „A, ich merke ſchon, das Gutachten iſt nicht günſtig, weil Sie die Sache eben nicht ver-

ſtehen. Für ein ungünſtiges Gutachten zahle ich aber nichts.“ Mit dieſen Worten wies mir der ſaubere Patron den Rücken. Ich ſchüttelte den Staub von den Füßen und ging, aber nicht gleich nach Halle zurück, ſondern zunächſt nach dem Bankierhauſe, das die Vertretung der Caisse paternelle übernommen hatte, um hier mein Glück zu verſuchen. Ich frug nach dem Chef und wurde von dieſem an einen jungen Mann gewieſen, der dieſe Branche in der Hand habe. Ich wendete ein, daß ich am liebſten mit ihm über eine wichtige Angelegenheit geſprochen hätte; der Herr that aber ſehr preſſirt und wies mich wiederholt an den jungen Mann. Dies verdroß mich gewaltig und ich entfernte mich, ohne mit dem jungen Mann zu ſprechen. Ich kam in ziemlich aufgeregter Stimmung in Halle an und ging gleich von der Bahn nach der Expedition des Couriers, um in dieſem mein Gutachten zu veröffentlichen. Am Schluſſe ſchrieb ich noch ein Paar Worte hinzu, die für das qu. Bankierhaus nicht allzu ſchmeichelhaft klangen. Ein Paar Tage darauf fand ſich mein Gutachten auch im Leipziger Tageblatte als Inſerat und mit kurzen Intervallen wiederholte ſich daſſelbe wohl ein halbes Jahr hindurch. Wer das ſchwere Geld dafür — jedes Inſerat koſtete 17 Thaler — hergegeben hat, habe ich natürlich nicht erfahren. Dieſer Eklat machte natürlich auch die Direction in Paris aufmerkſam und der Directeur Mr. Merget ließ im Courier ſowohl als im Leipziger Tageblatt eine Entgegnung abdrucken, worin er es anmaßend und lächerlich zugleich fand, daß ein von der Sache nichts verſtehender Lehrer das bemängeln wolle, was die größten Mathematiker Frankreichs als vollkommen richtig bezeichnet hätten. Daß ich mir eine ſolche Impertinenz nicht ungeſtraft bieten ließ, verſteht ſich von ſelbſt, und darum nahm ich den Burſchen nun erſt recht ins Gebet und verarbeitete ihn gründlich. Ich ſchloß meinen Artikel mit den Worten: „Ich fordere hiermit den Herrn Merget auf, nur einen von den vielen Mathematikern Frankreichs namhaft zu machen, der das als richtig bezeichnet hat, was ich für falſch erklärt habe. Kann er das, ſo ſtehet dann Mathematiker gegen Mathematiker, und wir Beide werden dann ſchon mit einander fertig werden.“ Wie zu erwarten, that dies Merget nicht, ſondern ſchwieg ſich aus. Meine 400 Frcs. habe ich von der Geſellſchaft natürlich nun erſt recht nicht gekriegt und meine Frau die Mantille ebenſowenig. Das thut nun auch nichts weiter, denn der Umſtand, daß mich dieſe Streitſache in der Aſſekuranzwelt bekannt machte, war ja viel mehr werth. Auch die Herren de Belfort und Merget wurden meine Freunde wider Willen.

68. Resultat der mathematischen Schriftstellerei.

Ich erwähnte schon, daß im Anfange der funfziger Jahre meine Schriftstellerei eine andere Richtung nahm. Ganz konnte ich mich aber von meinem ursprünglichen Fachstudium doch nicht trennen, namentlich lag mir vorzugsweise daran, mein Lehrbuch der Mathematik möglichst zu vervollkommnen. Ich fügte deshalb demselben im Jahre 1854 noch einen 7. Cursus hinzu, welcher die analytische Geometrie behandelte und schrieb später noch einen 3. Cursus der Planimetrie, welcher die Lehren der neueren Geometrie enthielt.

Daß ich in den früher behandelten Gebieten der Mathematik nicht ganz fremd wurde, dafür sorgten die Neu-Auflagen, die ich zu bearbeiten hatte. Wenn ich die Doppel-Auflagen doppelt zähle, so erlebten bis jetzt (1869)

der I. Cursus der Planimetrie	17	Auflagen,
„ II. „ „ „	13	„
das Lehrbuch der Arithmetik	9	„
„ „ „ Stereometrie	5	„
„ „ „ Trigonometrie	5	„
„ „ „ algebraischen Analysis . . .	3	„
und die mathematische Geographie	7	„
Ferner erschienen		
die Feldmeßkunde in	3	„
das Volksschulbuch der Geometrie in	2	„
die merkwürdigen Punkte des Dreiecks in . . .	2	„
und die geometrischen Aufgaben von Miles Bland ebenfalls in	2	„

Bei allen diesen Schriften, sowie natürlich auch bei der größeren Zahl derjenigen, die es bis jetzt zu einer zweiten Auflage nicht gebracht haben, waren Motive und Stimmungen bei der Abfassung genau so, wie ich sie im Eingange geschildert habe. Bei der weiteren Schriftstellerei, die sich fast ausschließlich dem Lebensversicherungswesen zuwendete, war mein Streben einzig und allein darauf gerichtet, die Erkenntniß der Bedeutsamkeit der Lebensversicherung in immer weitere Kreise zu tragen. Diesen Theil meiner schriftstellerischen Thätigkeit werde ich in einem zweiten Bande besprechen.

69. Recapitulation.

Wenn ich denjenigen Abſchnitt meines Lebens, den ich im Vorhergehenden ſkizzirt habe, überſchaue, ſo iſt das Gefühl allerdings gegenwärtig ein anderes, als es in den einzelnen Momenten jener Zeit war. Mein Leben war eine zuſammenhängende Kette von Enttäuſchungen! Trat auch einmal ein Augenblick ein, wo ich glaubte eine Frage frei zu haben an das Schickſal, ſo empfing ich zur Antwort ſtets ein kategoriſches „Nein.“ Es war beſtimmt in Gottes Rath, daß ich lediglich auf meine eigene Kraft angewieſen bleiben ſollte. Ich ſollte nichts finden, nichts gewinnen, nichts erben, nichts geſchenkt bekommen; im Schweiße meines Angeſichts ſollte ich mein Brot eſſen. Und durch dieſe Schule des Lebens ſollte und mußte ich hindurchgehen mit dem Rüſtzeuge einer nur mittelmäßigen Begabung. Auf Schule und Univerſität iſt mir's blutſauer geworden und oft genug bin ich der Verzweiflung nahe geweſen bei dem Gedanken, wohl niemals mein Ziel zu erreichen. Was Andere mit halbem Ohre hinhörend raſch erfaßten, das begriff ich oft nicht trotz Anſpannung aller meiner geiſtigen Fibern. So kam ich denn auch trotz des angeſtrengteſten Fleißes nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus und leiſtete eben nur das Nothdürftige. Nur in der Mathematik war ich ſelbſt einigen begabten Köpfen voraus und lieferte ich ſo den praktiſchen Beweis, daß zum Studium dieſer Wiſſenſchaft kein hervorragendes Talent gehört. Natürlich muß der Lehrer darnach ſein und meiner war eben darnach. Der Lehrer, welcher ſo unterrichtet, als wenn die vor ihm auf den Bänken Sitzenden dumme Jungen wären, wird zwar die talentvollen in ihrem Fluge etwas aufhalten, dafür aber auch die beſchränkteren mit hinter ſich herziehen.

Der Umſtand, daß die Natur mir nur einen ſchwerfälligen Geiſtesflug verliehen hatte, iſt mir bei meiner Schriftſtellerei ganz weſentlich zu Statten gekommen, ja ich bin überzeugt, daß die günſtige Aufnahme, welche meine Schulbücher gefunden haben, lediglich auf jene Thatſache zurückzuführen iſt. Wie ich nur klar und deutlich geſchriebene Bücher mit Nutzen zu ſtudiren vermochte, ſo hat ſich mein eigenes Bedürfniß auch auf meine Schriften übertragen. Mag man ihnen die geniale Behandlung und die geiſtreiche Diktion abſprechen, dagegen habe ich nichts und ſage ich nichts. Eins muß man ihnen aber zugeſtehen: ſie laſſen keine Lücken, machen keine

Sprünge im Schließen und muthen dem Leſer nicht die Erfindung von Zwiſchengliedern zu. Wie Taubſtumme am beſten durch taubſtumme Lehrer unterrichtet werden, ſo werden auch mittelmäßige Schüler in Schrift und Wort am meiſten durch mittelmäßige Lehrertalente gefördert werden; die lehrenden Genies ſind ſelten auch Lehrer-Genies, denn ſie nehmen zumeiſt ihre Schüler zu hoch und ſchießen über das Ziel hinaus.

Und nun zum Schluß nur noch ein Wort an dich, lieber Leſer, dem vielleicht auch die und jene Hoffnung zur Täuſchung geworden iſt. Du haſt geſehen, daß mein Lebensweg auch nicht mit Blumen überſtreut war, ſondern durch Dorngeſtrüpp und Felsgeſtein führte. Befindeſt du dich in demſelben Falle, ſo wünſche ich dir aufrichtig Glück dazu, denn

„Dann erſt genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs Neu erbeute!"

Wie Liebende ſich oft nur zu dem Zwecke erzürnen, um die Wonne der Wiederverſöhnung zu genießen, ſo wird auch das menſchliche Leben nur ſchmackhaft durch den Wechſel von Sonnenſchein und Regen, durch Licht und Schatten. Selten wird aber das Daſein eines Menſchen ſo umnachtet ſein, daß gar kein Sonnenſtrahl hineinfiele.

Es iſt wahr, manchmal ſcheint's, als wenn das, was wir Schickſal nennen, gerade an guten und verſtändigen Menſchen ſeine Tücken ausübte, da es ſo viele Narren und Böſewichter ganz bequem hinſchlendern läßt*), aber es iſt auch eben ſo wahr, daß der Herr nur den züchtiget, den er lieb hat, denn nichts iſt ſchwerer zu ertragen, als eine Reihe von ſchönen Tagen. Nur fehlgeſchlagene Hoffnungen bilden zum Manne, während der, dem Alles glückt, ein Kind bleibt ſein Lebenlang.

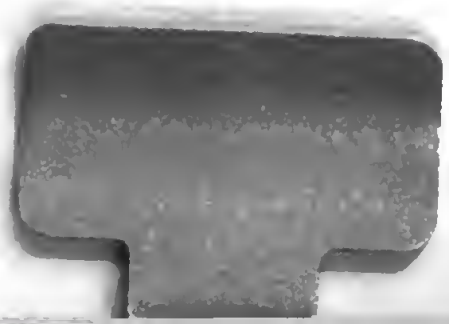
---

*) Göthe an Frau von Stein.

SBN 613799

Biblioteca Nazionale V. E. III. NAPOLI

Halle, Druck von H. W. Schmidt.



Digitized by Google

BIBLIOTECA